Adolf Köster

Die zehn Schornsteine

Albert Langen Verlag, München

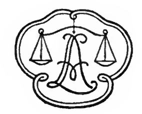
Die zehn Schornsteine

Die zehn Schornsteine

Erzählungen

von

Adolf Köster



Albert Langen
Verlag für Litteratur und Kunst
München

K. M.

Inhalt

Schreiner Karsten



ier steht die Geschichte eines Mörders.

Aber was mich anbetrifft, so bin ich fest überzeugt, daß der Schreiner Karsten ein Künstler war. Ich behaupte, daß Gott ursprünglich etwas anderes mit ihm vorhatte. Vielleicht, daß ihm ein Windstoß dazwischen kam, oder der Schrei eines hungernden Volkes.

Dann hätte uns Karsten vielleicht mit Offenbarungen über die Seele erschreckt, vor denen wir alle uns hätten schämen müssen. So aber wurde er Schreinergeselle und durchschnitt zwei Frauen die Gurgel.

— — — — — — — — — — — — — —

Er hatte bei der Garde gedient, war aber in den nächsten Jahren ziemlich in die Breite gegangen. Neben Bäcker Schmidt vielleicht der stärkste Mann in der Stadt. Sein Hals quoll über den Rockkragen, die Stirn erschien beängstigend klein, und die weit heraustretenden Augen bettelten charakterlos um Mitleid.

Karsten war ein guter Arbeiter. Aber bei Streiks gehörte er regelmäßig zu den Arbeitswilligen. Auch fehlte ihm jedes intellektuelle Interesse. Nicht nur, weil er Egoist und beschränkt war, sondern weil sein seelisches Leben sich in unsicheren Vorstellungen, in einem dumpfen Schauen erschöpfte. Nebelwiesen, wo das Dunkle ins Helle vergraute und das Böse ins Gute, waren die Hausung seiner Seele. Er vermochte keine Gesetze in

die Dinge zu sehen und sie an keinen Werten zu messen. Wie ein mißratener Vogel flatterte er über die Erde, — Schritt für Schritt von den Dingen geängstet. Er kannte keine Begriffe, und mit den Worten ging er um, als ob er schwere Bilder von der einen Wand an die andere hängte.

Aber irgend etwas Sonderliches hatte bisher niemand an ihm bemerkt.

Er hatte eine stille, saubere Frau, Liese Pöhlmann, die ihm drei Kinder abgerungen hatte. Und das häusliche Leben versank in jener glückhaften Bescheidenheit, wie ihr sie bei den besten unserer Arbeiter kennt: Es duftet in solchen Häusern immer nach frisch getrockneter Wäsche, und in diesem strengen, würzlosen Duft schwingt das ganze seelische Leben dieser Köstlichen.

Aber bei Fritz Karsten schwang es lüstern im Blut. Niemand wußte es, die Nachbarn redeten selten über ihn. Und Karsten ging scheinbar still seine Wege. Wenn der junge Prediger aus Frankenberg Mittagsgottesdienst hielt, konnte man ihn sogar in der Kirche sehen.

In Wahrheit aber stand er mitten in einem gräßlichen Kampfe und hatte schwerer zu leiden als Krischan Holthusen, der im sechsten Jahr mit offenem Rücken lag. Er kämpfte mit einem Seelenspuk, der wirklicher war als seine 240 Pfund Körpergewicht.

Was war es denn? Nun, es kroch aus dem Innern wie ein Schlangenwurm. Gerade, wenn er am heftigsten dagegen dachte, kam es auf ihn los. Manchmal wurde er wie zwei Menschen. Saß mit seiner Seele in der verschwielten Hand ganz ruhig da und sah zu, wie es arbeitete. Aber jedesmal

würgte er es zu Tode. Dies lebte und wuchs heimlich wie der Tod im Menschen. Keiner ahnte was. Bis sie eines Morgens seine Frau mit durchschnittener Gurgel fanden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als Lehrjunge stand Karsten eines Morgens gegen sechs Uhr an der Anrichte und aß das Brot zu seinem Kaffee. Er war in den Jahren, wo die Knaben sozusagen in gesegnetem Zustande gehen. Wo sie zum erstenmal in die Schwiegerstraße schlüpfen. Oder abends nicht einschlafen können. Oder das Papier voll unflätiger Sachen schreiben.

Bei Karsten zeigte es sich ganz anders.

Seine Mutter kam in Holzpantinen hereingeschlürft. Und dies Schlürfen war an allem schuld. Denn von hier begann es. Das Schlürfen tat ihm körperlich weh, und jeder Schritt, den sie tat, goß ihm wie Pfeffer in die Wunden. Aber das war es nicht allein. Es wühlte auch etwas Dunkles im Blut und ängstete ihn zur Wut. Und als er es mit den Gedanken greifen wollte, sah er es über seine Stirne herabgleiten: Eine schwarze Wand. Ein dumpfes Sausen. Und ganz tief im Blut ein stummer Schrei. Und da war es: Er hätte sie totschlagen können jetzt. Mit dem Messer hätte er seine Mutter erstechen mögen.

Noch war es kein Wille und keine Lust. Es hatte nur ruckhaft aus dem Dunkeln nach ihm gegriffen, — so wie der Schein eines Blinkfeuers über das dunkle Meer greift. Und er konnte sich später kaum noch erinnern. Aber das Schlimme war: hier lag seine bitterste Sehnsucht und seine Erlösung. Das wußte er.

Auch als Liese Pöhlmann ihn an sich lockte und ihm einige wohlige Augenblicke machte, vergaß er es nicht. Wohl wurde er kein Trinker und brachte zuweilen nach Feierabend Teekuchen mit nach Hause. Ja, er badete sogar eines Sonntags selber den kleinen Hannes. Doch die 364 normalen Tage des Jahres änderten daran gar nichts. Sein Lebensgefühl blieb eine unentwickelte, dumpfe Angst. Die Angst vor dem Wurm im Innern, die zugleich seine Sehnsucht war.

Was wollte er denn? Er wollte das Dumpfe abschütteln, die Mauern einschlagen, die sich vor seinem Gehirn türmten, er wollte sich selber loswerden und sich in einer Tat ausruhn. Wenn du ihn gefragt hättest, was er wollte?

Er wollte über die Bilder hinaus und den Nebel. Er wollte einmal flöten wie Paul Garrelsen flötete, als er am Tage nach seiner Hochzeit am Gartenzaun stand und Karsten vespern ging. Tod und Teufel! Lachen wollte er mal ordentlich, aber mit dem ganzen Leib.

Gott mag es wissen. Es war vielleicht nichts weiter als die Sehnsucht zu schaffen? Weil doch alle große Schöpfung Rache ist? Oder doch nicht? Vielleicht wäre Karsten einer von den großen Mönchen geworden, wenn Gott seine Seele in einen andern Leib geworfen hätte! Doch nun war er ein einfacher Schreinergeselle und zimmerte sich so die Erlösung.

Als das dritte Kind zehn Tage alt war, begann es wieder. Sie war zum ersten Male auf und schnitt Brot für die Jungens. Fritz saß auf einem Haublock in der Speisekammer nebenan und feilte seine Säge. Er hatte wegen Richtfest nur zwei Stunden geschlafen

die Nacht, und das Blut schlich ihm träge durch den Leib. Aber das Quietschen der Feile hielt ihn wach. Durch den Spalt, den die angelehnte Tür offen ließ, fiel die Morgensonne, und er sah Liese Pöhlmann am Küchentisch stehen, etwas müde und angegriffen, aber auch schlampig und schmutzig, wie sie sonst nie war. Und war es nun dies oder das blanke Eisen oder das einsame Gequietsche, wie er feilte und feilte ... und immer in dieselbe Scharte feilte und feilte ... da wuchs es hinten tief im Blanken der besonnten Säge, und Liese Pöhlmann lag vor dem Haublock, und er sah, wie er ihr geruhig den Kopf absägte, und wie sie sich sträubte und schrie, und wie er sorglos auf ihr kniete und tiefer sägte und sich um gar nichts kümmerte — gleichwie ein Beauftragter.

Er dachte ja beileibe nicht an Handeln. Er wurde ja auch wie fest auf dem Block gehalten. Aber er sträubte sich auch nicht gegen die Bilder, sondern wie eine sinnliche Vierzigjährige wühlte er sich in sie hinein. Und das hatte er nun wie fest in der Hand: nur hier lag seine Erlösung. Von jetzt an wuchs es wie die Flut. Die Bilder kamen und gingen. Von Tag zu Tag wurden sie zutraulicher, dringlicher, frecher. Noch nicht fünf Monate waren hin — da überlegte er schon ob er es abends täte oder am frühen Morgen.

Nie kam Karsten etwas wie eine moralische Überlegung. Er konnte ja nicht reden. Aber er hätte euch bewiesen, daß Gott dies wollte, seine Erlösung. Er wußte es ganz genau, dies Dunkle in ihm hing mit Gott zusammen. Und so saß er in der Kapelle und stierte mit seinen Froschaugen blutige Bilder in das

unschuldige Kerzenlicht. In die himmlischen Gesänge von Christi Erlösung hinein quälte sich seine sündige Sehnsucht. Und niemand trat gegen ihn auf. Das Marienholz lächelte ihn an wie sonst. Er ging umher und fragte alles, was ihm in die Quere kam, nach seiner Erlösung. Und es war nichts dawider. Gewiß dachte er ein- oder zweimal an das Gefängnis und an das Schafott. Gewiß war einmal die Furcht so groß, daß er es aufgab. Aber die alten Bilder waren mächtiger und nahmen spielend ihre Plätze wieder ein. Und Liese Pöhlmann? Ja, wußte man denn nicht, was ein Opfer war? ein blutiges Opfer?

So trieb Gott seinen Spaß mit diesem Menschen, bis es geschah. Wie das Stöhnen des Abendwindes. Es hebt sich von der Ziegelei her, raschelt müde durch Baum und Hecke — und stolpert über den Geesthang zu Tode ins Meer.

Einige behaupten, er hätte es im Rausch getan. Andere reden von einem krankhaften Anfall. Was mich betrifft, so weiß ich, daß es in voller Klarheit geschah — so weit man bei Karstens Bilderdenken eben von Klarheit reden kann.

Der Gedanke, es nunmehr zu tun, kam ihm beim Abendbrot. Auch stand es ihm lange fest, daß es mit einem Rasiermesser geschehen mußte.

Wenn er sich nun später an die Nacht und an den Morgen erinnerte, wunderte er sich jedesmal, wie ruhig und ohne Aufregung es vor sich ging. Um halb drei Uhr zündete er vom Bett aus seine Nachtkerze an und stand ohne Überlegung auf — wie wenn er auf Befehl handelte. Die Frau schnarchte. Im Ofen flüsterte der

Novemberwind, und die Heimchen zirpten bei Bäcker Schmidt. Er ging in drei Schritten an den Waschtisch wie zum heiligen Nachtmahl, zog das ziemlich neue Messer aus dem Futteral, trat an das Bett von Liese Pöhlmann, riß ihren Kopf über die Bettkante und schnitt viermal tief durch den Hals, daß der dünne Stahl sich schaudernd am Wirbelknochen verbog.

Kein Bild, kein Gedanke störte ihn. Er tat es mit eisklarem Verstande, nüchtern wie ein weißhaariger Priester.

Dann schlich er auf sein Lager zurück.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn nur ihr linker Arm ihn nicht so erschreckt hätte. Er wollte Karsten mit gieriger Kraft in die Haare greifen — aber auf halbem Wege war er zusammengesunken und wie liebkosend täppisch auf seine Schulter gefallen.

Karsten sinnierte nun eine halbe Stunde lang — so lebhaft wie nie in seinem Leben — als ob etwas gerissen wäre in seinem Hirn.

. . . Wenn er es genau überlegte, hatte er es sich doch noch schöner gedacht, erhabener, göttlicher. — Eigentlich war es ja schmutzig gewesen. Pfui, wie das Blut auf das Ziegenfell spritzte. — Aber könnte man daraus etwa folgern, daß er es hätte nicht tun sollen? Gewiß nicht! — Natürlich ging der Knochen nicht durchzuschneiden. So'n dummes Messer. Er wollte ihn doch ganz ab haben... Ob wohl zwei Schnitte auch genügt hätten? Sicher. — Der gräßliche Arm! — Als wollte sie ihn liebkosen. Liese Pöhlmann, du hast nun deinen Lohn dahin, nicht? — Pfui, wie ihre ganze linke Brust blutig war. — Ob es mit dem Schafott wohl schnell geht? . . .

Pause.

Im Ofen klapperte was, und der Wind warf bedächtig ein Graues in die Stube. Das bildete sich zu einer tränenden Frau und hockte sich zu Karstens Füßen nieder und wollte seine Seele in ihre Blicke fangen. Aber noch hüpfte sein Blut wie Springquell durch die Adern, und in blöder Sicherheit sah er über der Kerze an der Decke das Eichhörnchen tanzen, von dem sie als Kinder so viel Grausens gemacht.

Aber das Knarren der kleinen Brotwagen, die in den Hof fuhren, rüttelte ihn auf . . .

. . . Ich werde es den Herren aus der Bibel beweisen. Trina Bolle aus Dreihausen schlachtete einen Hund, tauchte ihren Hemdzipfel in das Blut und aß ihn. Und hat Abraham nicht auch auf Befehl gehandelt? „Er reckte seine Hand aus und faßte das Messer, daß er seinen Sohn schlachtete.“ Übrigens muß ich das Rasiermesser rein waschen . . .

Damit man es nicht gleich merkt.

Sie werden es nicht gleich merken . . .

Unter den Blicken der hockenden Frau wurde seine müde Seele unruhig und voll Zweifels. Aber Karsten wühlte sich fester in seinen Verhau. — Außerdem bin ich es gar nicht gewesen.

Wie ist Gott zu mir? Er nahm meinen Kopf in seine Rechte und spielte Kegel mit ihm — ganz wie es ihm wohlgefällt. Er stößt unsere Kähnlein durch wogendes Meer von Blut, bis sie in sein Kielwasser kommen. Hielt es mich nicht im Nacken wie ein Gendarm und stieß mich vor sich her? Was habe ich mit ihm zu schaffen!

Und er wälzte sich gegen das Licht.

Was für einen großen Kopf ich im Schatten habe. Ich muß die Kerzen auslöschen, damit sie es nicht gleich merken.

Nein, sie werden es nicht gleich merken.

Pause.

Liese, du bist ein Opfer. Da ist nichts gegen zu machen. ER hatte deine Tage gezählt. Und ich bin von IHM anbefohlen! War ich deinen Sinnen nicht oft zu Willen trotz meines Ekels? — Gut, daß sie die Augen nicht aufmachte. Oder doch? Habe ich das Ganze etwa mit geschlossenen Augen gemacht? —

Pfui Deibel, wie das warme Blut mir in den Hemdärmel hinaufspritzte!

Aber wie sich das Dumpfe doch weghob! Und alles Schwere an mir wegsackte! Gott wollte mich eben losmachen . . . erlösen . . . erlösen.

Aus dem Ofen brüllte es wütender, und an der Südecke des Hauses pfiffen die Winde höhnend durch die Fugen. Die Ritterstraße herunterpeitschend sprangen einige mutwillig rechts die Schloßtreppe hinan. Indes nach ein paar zuckenden Wirbeln sanken sie in Rohrs Ecke kraftlos zusammen. Aber das Gros stürzte sich links über die Mauer hinweg auf die Häuser der Kugelgasse hinab, und wie schwarze, fallende Wasser schossen sie gierig in die Kamine, daß die Kinder aus dem Schlafe auffuhren und Christine Heil zitternd an die „Charlotte" dachte.

Aber den andern ist der Wind nun gerade recht. Oder verführt sie zu lasterhaftem Tun.

Fritz Karsten zum Beispiel, dem die Frage kam, ob Liese wohl wirklich tot sei, stand auf, schlich leise an

ihr Lager, hob ihren Kopf hoch und konnte es sich nicht versagen, an ihren Augenlidern zu zerren, die Tiefe des Schnitts mit dem Spann zu messen und dann mit ihren Haaren zu bedecken alles, was blutig war. Als er aber das Messer gereinigt hatte und seine Hände auch, glaubte er hierin fortfahren zu müssen, wusch Liese Pöhlmann die Wunden, Antlitz, Brust und Arme, zog ihr ein reines Nachtgewand an und schleppte sie auf sein Lager. Dann überzog er ihr Bett mit frischem Linnen und legte sie darauf wie eine Kranke. Dies tat er wieder in voller Klarheit und ließ sich durch die weckende Brotfrau ganz und gar nicht stören.

Als die graue Frau dies alles sah, versiegten ihre Tränen, und der nächste Windstoß riß sie mit sich fort.

— — — — — — — — — — — — — — —

Karsten aber lag nun auf seinem Bett und weinte. Denn es war seine Vergangenheit über ihn gekommen und das Andenken an seine hinkende Mutter, das Bewußtsein seines unentrinnbaren Schicksals und eine erste Ahnung davon, daß jemand seinen Mutwillen mit ihm trieb.

Nie hatte der Mann an seine Jugend gedacht und nie geweint. Jetzt rannen ihm die Tränen wie einem Vierjährigen über die Wangen. Weg war das Dumpfe im Kopfe und das Brettige. Leicht und lose wurde ihm alles. Und mußte doch weinen bei allem, was er dachte ... Und wurde gar nicht ruhig. Sondern schluchzte mit dem ganzen schweren Leibe, daß der kleine Hannes in der Kammer einen Schlafschrei tat, und der schwarze Todesengel, der von Karlemanns Guste zurückkam, abbog und einen verstörten Blick durch die Scheiben warf.

Karsten ergriff es wie Mitleid — mit Hannes und

seiner toten Liese und mit seiner Mutter in Cölleda und mit der kleinen weißgescheuerten Küche.

Es war freilich ein Mitleid — zwischen dem des Betrunkenen und dem des Heiligen mitten inne. Aber der Mann war zum erstenmal lebendig.

Verdrückte und in den hintersten Winkel der Seele verstoßene Bilder standen auf, traten in das Licht und tauchten wieder unter. Aber es waren Bilder anders wie sonst, Bilder, die nicht ängsteten, sondern Karsten blickte auf sie, wie wenn er einen neuen Sarg gezimmert hatte. Manche Bilder waren so, daß er mit der Hand an ihnen herumstreicheln wollte ...

. Weit hinter ihm lag, was er hatte tun müssen. Reue war nicht in ihm und auch keine Furcht. Er dachte nicht an das Zukünftige, sondern er freute sich seiner Sicherheit vor dem dumpfen Herrgott. So fuhr Fritz Karstens Kähnlein sicher, wenn auch mit blutigem Segel, in das Land seiner Erlösung.

— — — — — — — — — — — — — —

Aber der liebe Gott ist ein Hebräer aus Morgenland.

Er hatte sich Karsten zum Spielzeug ausersehen.

Zwei Jahre arbeitete Fritz im Gefängnis — als ein williges Kind. Dann entließ man ihn begnadigt.

Er hatte aber keine Lust zur Freiheit. Freute sich nicht, als er die Kinder sah, die Liese Pöhlmanns Schwester ihm gepflegt, sagte auch nur unwillig ja, als die Lüsterne ihm das Haus zu führen sich anbot. Und als er mit ihr Hochzeit machte, da war seine Angst größer als das Staunen der Stadt. Denn das Schlimme, was er merkte, war dies: Das Dumpfe und Wühlende, das war nicht

tot, sondern regte sich wieder und stieg ihm bis in den Hals und legte sich wie eine Faust auf seinen Schädel.

Drei Jahre schlug er sich mit den alten Bildern umher wie früher. Kämpfte schlecht und recht und lag manche Nacht neben Grete Pöhlmann als ihr naher Tod.

Bis er am Ende eines Abends aufstand und mit Lieses Schwester tat wie damals. Genau so.

Da war es mit seinem Glauben an seine Erlösung endlich aus. Und er ging hin und hängte die Krankheit seines Leibes und seiner Seele an die Tür der Speisekammer.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen saßen die Kinderchen im Nachtrock am Kaffeetisch und klapperten mit den Löffeln in den leeren Tassen. Nur das Jüngste weinte. Die anderen verstanden es nicht.

Aber gegen elf Uhr, als der Hunger zu groß war, begannen auch sie zu schreien, so daß Schmidts Kathrinchen hineinkam und nach dem Grunde fragte. Nachdem Karstens Zweiter ihr das feste Versprechen abgenommen, nichts weiter zu sagen, nahm er ihren Hals, flüsterte ihr etwas ins Ohr und führte sie in die Schlafstube.

Kathrinchen schrie auf.

Aber das Bett war frisch überzogen wie damals. Nur hatte Karsten die Leiche nicht hineingelegt, sondern seltsamerweise auf einem großen Holzkoffer liegen lassen. Dies ist um so unerklärlicher, als sein Tod erst gegen zwei Uhr morgens eingetreten ist, er also über drei Stunden neben der toten Pöhlmann zugebracht haben muß.

Die schöne Brilaide



b es etwas Traurigeres gibt als ein kleines, gelbes, verhutzeltes Lindenblatt, das an einem kalten Dezembertage über den Hamburger Burstah geweht wird, das weiß ich nicht. Aber das weiß ich sicher: mir ging es zuweilen schlechter als so einem Lindenblatt.

Was hier steht, meine Lieben, ist eigentlich gar keine richtige Geschichte. Fast schäme ich mich, euch damit unter die Augen zu treten. Wie eine Frau sich im Wagen erhob und mich ansah, das ist ja fast das Ganze. Außer dem ersten Geplauder und dem Abend, wo das Meerleuchten war.

Aber ich schreibe das ja nicht um euretwillen, sondern um gewissermaßen diese Welt an die schöne Brilaide zu erinnern.

So wahr ich Köster heiße, ich wünschte, sie wäre jetzt hier. Aber was hilft's? Tilly Ihmels wollte auch nie über den Kirchhof und kam doch zuerst hin.

Ich hocke hier in meiner kahlen Dachstube mit meinem Hunde Schluck. Es ist kalt, so daß ich für die Hyazinthen Angst habe. Könnte sie hier nun nicht sitzen und sich von mir vorlesen lassen, z. B. meine Geschichte von dem Bäckerjungen aus der Niedernstraße, den das Schicksal an die Wand warf, oder das Gedicht von dem kleinen Humboldt? Erschien sie doch damals ebenso plötzlich auf dem Schiff, niemand wußte woher.

Ich sah Brilaide zwanzig Tage lang morgens, mittags und abends. Wir fuhren von Santos nach Portugal. Es ist jetzt zwei Jahre her.

Die ersten Monate, nachdem sie fort war, ging ich mit ihrem Namen um wie mit einem Stück meiner Seele. Dann vergaß ich sie in meinem Abendgebet. Heute denke ich kaum noch an sie. Darum heißt Scham und Angst mich von ihr reden. Denn der Satz des großen Spinoza ist mir verhaßt, daß das Notwendige gut sei.

* * *

In der bruttigen Mittagsschwüle, die über dem Hafen von Santos lastete, schwangen sich tausend träge Geräusche. Am Pier stieß ein Kaffeedampfer den andern. Und gleich Wasserkäfern huschten auf dem Strome kurzatmend die Barkassen.

Das dritte Schiff von oben her war die Pernambuco aus Hamburg. Sie zitterte von der letzten Arbeit. Die Passagiere füllten das Schiff. Vorn lud man Kaffee, und ich lag über die Luke gebeugt und freute mich über die sausenden Säcke und die schönen Leiber der Neger. Arbeitende Leiber mit den Proportionen des Apoll. Und in der Südsonne blinzelten die Farben ihrer Haut wie von Schmetterlingen und bunten Käfern.

Der schönste der Neger (ich nannte ihn Dmitri, und er ging wie ein jungvermählter Neapolitaner) war eben verschwunden, ich reckte mich auf, — da sah ich die schöne Brilaide langsam über den Schiffssteg gehen. Ich hielt voll Angst zu atmen an, denn nach den letzten Erlebnissen auf dieser Reise mußte ich sie für eine Vision halten, wie das Jesusbild auf der Pleuelstange und die

rote Frau bei Kap Frio. Aber für eine Vision war das Bild zu ruhig. Nein, das war eine wirkliche junge Frau, die mit ihrer Tochter an der Hand langsam weiterging. Glänzte nicht unter dem gerafften Kleid ein Rock mit Märchenfarben? Und beugte sich Bootsmann Nissen nicht lüstern über das Segeltuch? Gewiß! Was arbeitete, hielt an oder verlangsamte seinen Takt. Ein Kran blieb ganz stehen.

Das Kind war seiner Mutter ähnlich und sah aus wie meine erste Liebe aus der Stöckhardtstraße. Die hatte blaue Pferdeaugen und schwarze Zigeunerhaare. Sie konnte besser pfeifen als Jan Münzel; ich besang sie als Brilaide.

* * *

Eine Stunde später traf ich die schöne Frau am Heck in einem Sessel halb sitzend, halb liegend; sie ordnete der Kleinen das Haar. Und als ich sie so sitzen sah, wußte ich genau, wo es hinaus wollte.

Wir begannen unnütze Dinge zu reden. Aber ihre Stimme klang, als ob sie ihre Seele aussingen wollte.

Ich kann es ja nie auseinander halten. Beethovensche Scherzi sehe ich wie tanzende Goldkugeln und manchen Walzer als eine gelbe Schlange. Das ist ein wenig übertrieben, und ich bin bereit, etwas davon zurückzunehmen. Aber hiervon lasse ich mir nichts abdeuten: daß ihre weichen Worte mich linder als ein warmer Sommerwind anwehten. Und ich gehe weiter: ihre Worte klangen, selbst wenn sie fröhlich waren, wie wenn es in ihnen weinte.

Daneben benahm mich, was soll ich es leugnen, der

märchenhafte Rock, nicht der Oberrock, sondern — ich schäme mich nicht, es zu sagen — der Unterrock. Er hatte die Farbe eines violetten Sonnenunterganges und schimmerte von links anders als von rechts. Die blauschwarzen Augen leuchteten stolz gegen die kupferne Haut; um den bloßen Hals lag fest wie ein weißer Birkenring ein dünnes Goldkettlein. An dem hingen zwei blutrote Rubinsteine. Der eine hing tiefer als der andere.

Ihr Leib muß weiß sein, dachte ich, denn wo der Saum begann, wurde die Haut heller.

Sie verstand kein Deutsch. Wir redeten über Maupassant und die Baschkirzeff, über Kaffeepreise und Katholizismus. Daß wir aus keinem sachlichen Interesse sprachen, wußten wir beide. Übrigens hatte sie mich schon vom Steg aus gesehen.

Ein paarmal schwiegen wir. Dann spürte ich, wie unsere Seelen zerrten, daß sie zueinander kamen, und wenn wir dann lachten und uns freuten über Dmitris Gang, dann ruhten sie aneinander wie zwei leise wandernde Frühlingswolken.

Endlich erhob sie sich.

„Es beginnt der Abendwind, Herr Doktor, — und mein Mann wird kommen.“

Die blanken Steine auf ihren grauen Schuhen verschwanden unter dem Kleid, und das Kind klagte über Kühle. Die Barkassen glitten durch rotes Abendgoldwasser, und aus dem Tale fuhr ein Windstoß. Fröstelnd zog Brilaide das Tuch fester und ging. „Bon soir“ — „Au revoir“.

* * *

Früher gab es in Santos Fieber. Das beweisen die Wracks der ausgestorbenen Schiffe im Strom. Jetzt hat man die Pest in die anstoßenden Sümpfe verjagt. Diese stehen an Sommerabenden bis an den Himmel voll gelbem Nebel, der wie Schwefeldampf aussieht. Man blickt vom ruhigen Schiffsdeck auf diese drohende Nebelwand mit einem Gefühl von Angst und Wollust. An diesem Abend aber sah ich nichts davon.

* * *

Am nächsten Vormittage waren wir auf offener See. Ihr Mann war ein fetter Gummihändler aus Ceara. Er schnitt jedes Gespräch über seine Frau ab und saß immer mit dem ersten Maschinisten zusammen, den ich nicht leiden konnte.

Ich bemerke hier, daß ich nicht zu den Kajütspassagieren gehörte.

Seine schamlose Eifersucht strebte, uns jedes Gespräch unmöglich zu machen, und die Tage wurden wie meine schlimmsten im ersten Semester.

Einmal trafen wir uns früh morgens am Oberdeck. Wir redeten über den großen Russenkampf, dann schwiegen wir uns unsere Seelen voll Heimlichkeiten, und am Schluß nahm sie (es war zwischen dem dritten und fünften Rettungsboot) meine rechte Hand und strich leise darüber hin.

In dieser Nacht schrieb ich keine Zeile. Um zwölf Uhr pfiff ich mir eins auf der Okarina, und als der schmutzige Hahn im Stall krähte, lag ich noch über der Reeling, wo Brilaidens Kammer mündete, und freute mich über eine Käferrinne im Holz. Die Küste blies

uns mit ihrem kalten Winde an, der Himmel rötete sich tagwärts. Aber ich ging ohne Frösteln schlafen.

Es gibt gute und schöne Frauen, die sich in Metzger verlieben, dachte ich, und sann darüber nach, warum die schöne Brilaide, die Dostojewsky liebte, wohl den Gummihändler geheiratet hatte und so gern neben dem dicken Maschinisten saß. Und die leeren Tage zogen diese Fragen in die Länge, und ich wurde mit jedem Tag unfroher, — bis wir vierundzwanzig Stunden vor Teneriffa waren.

Es gab eine tiefdunkle, wolkenschwere Nacht. Dazu starkes Meerleuchten. Wo ein Wind das Wasser streifte, da blitzte es auf. Die ersten Möwen kreischten um das Schiff.

Ich saß am Heck, von einem großen Stapel Kork verdeckt, und blickte auf die silbernen Furchen, die die Schraube in den Wasserspiegel riß.

Viele kamen, um über das Gitter zu blicken.

Am Ende auch sie, aber mit dem Gummihändler. Nachdem dieser etwas von kleinen Meertierchen gegrunzt hatte, gingen sie. Ich hielt den Atem an: sie war schwarz von oben bis unten, aber um den Hals hing ein weißer Schal.

Und nun geschah es: Wie ein Gespenst stand sie wieder da, gerad auf mich los kam sie, langsam und mit einem Lächeln, das mir alle Angst entwand, nahm sie meine Hände und legte meine Arme um ihren Leib.

Da dachte ich, jetzt ist Zeit, und nahm, was mir geboten wurde . . .

Als der Gummihändler besorgt zurückkehrte, stand die schöne Brilaide schweigend an der Reeling. Seine

spöttische Deutung ihrer Tränen aber ließ sie sich gern gefallen.

Trunken streifte ich zwei Tage auf Teneriffa umher, warf Steine vom Berg ins Tal und kaufte mir sehr teure kleine Vögel, die mir später alle starben. Bis Lissabon schoß ich Delphine am Bug des Schiffes, erklärte den Schiffsarzt für einen Bambino und hatte sogar einmal das Glück, mit Brilaide eins anzustoßen.

In Lissabon aber passierte folgendes: Ich kam die große Avenida heruntergeschlendert und suchte vergeblich die Melodie zu haschen, nach der die Fischfrauen morgens durch die Straßen flöten. Da sah ich von weitem einen Wagen und erkannte bald die vier. Der dicke Maschinist saß neben dem Kinde.

Und nun geschah etwas Merkwürdiges. Seltsam und erschütternd wie das wunderliche Gebet eines Heiligen.

Sie sahen mich nicht. Ich stand im Schatten einer Palme. Da erkannte mich plötzlich die schöne Frau: ihr Antlitz spannte sich von Staunen und die Augen wurden glanzvoll und sie reckte sich hoch und ihr Mund wollte sich öffnen — aber wie eine Klage huschte es über ihr Gesicht — sie sank zurück — und der Wagen war fort. Ich stand, als wäre der liebe Gott mir mit seiner weichen Hand über die Augen gefahren.

Drei große Augenblicke habe ich vielleicht erlebt. Einen, von dem ich nicht reden mag, einen mit den zwölfhundert Glasarbeitern am ersten Mai, aber größer als dieser waren sie nicht.

Ich weiß nicht, wie ich aufs Schiff kam. Ich weiß nur, daß am nächsten Tage die schöne Brilaide mit ihrem Gummihändler ausstieg.

In Leixoes war es. Ich konnte sie nicht mehr sprechen. Und nun sagte sie allen Lebewohl. Mir zitterten die Kniee. Die schöne Frau lachte hierhin und dorthin. Ich glaubte, sie müßte mich auszeichnen vor den andern und stellte mich ziemlich breit hin. Aber sie sagte mir nicht mehr zum Abschied als meinem Nachbar, dem dicken Steuermann.

Ja, sie sah mich noch nicht einmal ordentlich an. Und was den kräftigen Händedruck betrifft, wer bürgt mir, daß er nicht eine pure Illusion meinerseits war? Und als sie nun winkten von dem kleinen Segelboot, ja als die schöne Brilaide an das Steuer lief, ihr weißes Tuch vom Halse riß und es wie eine Wahnsinnige gegen uns schwang, wer bürgt mir dafür, daß auch nur ein einziger jener wunderlichen weißen Bogen mir galt?

Aber wer sagt auch, daß es darauf ankommt? Gewiß, ich schäme mich nicht, es zu gestehn: Als das kleine schaukelnde Boot hinter der Mole verschwand, hatte ich einen schweren Stand gegen die ankämpfenden Tränen. Es war mir eben alles zu rätselhaft. Ach, und von den Stunden, die kamen, und in denen Brilaidens Arme aus dem Dunkel nach mir griffen, will ich gar nicht erst anfangen. Aber noch einmal, wer sagt, daß es darauf ankommt?

Ich sehe meine kleinen Hyazinthen an — die sind fröhlich und wachsen — und müssen doch damit rechnen, daß mein Kohlengeld nicht reicht.

Ach, meine Lieben, es ist dies: wir müssen das Leise lernen und das Heimliche und das göttliche Lächeln.

Die Geschichte vom stolzen Jesus


Er hieß Heye Heyenga und wohnte in den beiden Dachkammern, die über unserer Schulstube lagen. Seine Hosen bildeten über den kleinen Füßen vier bis fünf runde breite Falten. Der übergroße Kandidatenrock hatte auf dem linken Schoßstück einen schlecht aufgenähten, dreieckigen Flicken. Wenn Kandidat Heyenga redete, pflegte er die fünf Fingerspitzen seiner großen roten Hände aufeinanderzulegen. Auch einen Bart hatte er, einen schmalen, rechteckigen, schwarz und seidenweich. Der Wind, der über den Siel fuhr, bog ihn zuweilen ganz seitwärts, daß er wie ein Komma aussah. Auch das Haar war weich und schwarz. Und wenn man die ein wenig gebogene Nase und die großen schwarzen Kugelaugen und auch den Umstand mit in Betracht zog, daß der Leiter der Kandidatenschule in Venezuela geboren war, dann mochte man wohl etwas Wahres in den Reden finden, die aus der Barbierstube und aus dem Krug heraus in die großen einsamen Höfe des Landes getragen wurden, daß nämlich Heye Heyenga trotz seiner friesischen Abkunft hebräisches Blut in den Adern habe.

Es sind viele Geschichten über den Schnapskandidaten im Umlauf. Wir Kinder merkten es freilich nur daran, daß er sich morgens zuweilen auf die Fensterbank der Klasse setzte und krampfhaft mit dem Oberkörper hin

und her wippte. Aber daß er die stärksten Pferdebauern unter den Tisch trank und mit drei Frauen der Umgegend zugleich ein Verhältnis hatte, — dieses und vieles andere wußten wir damals noch nicht. Erst als er wegen Trunk und Dienstversäumnis entlassen war, als Kandidat Schiersand einrückte, der nach vier Wochen schon einen Blaukreuzverein gründete, erst da, und in vieler Hinsicht auch erst später erfuhren wir von Kandidat Heyengas sittenlosem Wandel.

Er unterrichtete sehr sonderbar. In mancherlei Beziehung. Aber zum Sonderbarsten gehörte seine Legende vom stolzen Jesus. Ob er seine seltsamen Geschichten aus alten Büchern hatte, weiß ich nicht. Wir Jungens waren im Grunde überzeugt, daß er log, ganz unverschämt log. Zum Beispiel erzählte er uns über Cäsar und Kleopatra Sachen, von denen ganz das Gegenteil im Andrä stand. Und ebenso von dem berühmten Mönche Wirbelhaar, der überhaupt in keinem Buche zu finden war. Wenn wir außerhalb der Schule davon sprachen, glaubten wir seine Geschichten nicht. Wenn er sie aber erzählte, schienen sie uns gänzlich wahr.

Die Geschichte vom stolzen Jesus erzählte er uns an einem Wintertage, als der Ofen rauchte und wir alle sehr trübselig waren. Wir wußten schon vorher, daß wieder irgend etwas passieren würde, denn er lärmte mit seinem Pudel oben wie ein Behexter. Übrigens kam der Pudel immer mit in die Klasse. Sein Platz war auf dem Podium unter dem Pult.

Natürlich war es in der Religionsstunde. Mein Nebenmann Jaspersen — wir saßen auf der vordersten Bank — war dabei, den Spruch aufzusagen, der schließt

mit den Worten: „und nahm Knechtsgestalt an und ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze". Kandidat Heyenga stand am Fenster und sah in die fallenden Schneeflocken. Der Spruch war schon lange in der rauchigen Luft verklungen, aber der Kandidat rührte sich nicht. Endlich kam er langsam auf Jaspersen zu, faßte ihn beim zweiten Jackenknopf von oben und sagte in singendem Tonfall: „Jawohl, mein Junge, bis auf die eine Minute, — bis auf die große Minute, in der auch er stolz war, jawohl, er ward gehorsam bis zum Tode, zuvor aber die große Minute, von der der Mönch Wirbelhaar sagt, sie sei Gottes schlimmste Niederlage . . ."

Pause.

Dann rief er plötzlich mit lauter Stimme, daß der Hund auffuhr: „Bücher weg! Ich werde euch nunmehr die Geschichte vom stolzen Jesus erzählen, aber wenn ihr die Sprüche morgen nicht besser wißt, dann werfe ich euch einzeln durch die Fensterluke. Hörst du, Sötje, durch die kleine Fensterluke da oben, aber kräftig, daß ihr in den Siel fallt oder ins Watt oder nach Langeoog hinüber, zu Witwe Fliege, da werdet ihr heulen und und zähneklappen . . . So. Fertig."

Die Geschichte erzählte er nun wie alle seine Geschichten, vor der Klasse langsam auf- und abgehend, die Fingerspitzen von Zeit zu Zeit aufeinanderschlagend, manchmal stehend bleibend und einen von uns tief anblickend. Ja, nun sehe ich ihn ganz genau wieder, mit den feuchten Augen und wie er es so lebhaft sagte, daß wir alle fühlten, so müßte es sein.

„. . . Er war nämlich noch viel häßlicher als es in

der Bibel steht, so elend und lächerlich war er, daß selbst die Tiere sich über ihn lustig machten. Einmal kam er durch Beth-Olam, eine Stadt, die hatte zehn goldene Tore. Er wollte hinein und predigen. Aber man ließ ihn nicht und sagte, daß sein Angesicht unwürdig sei der Straßen von Beth-Olam. Darauf warf ihn der alte Zollwächter mit einer toten Maus.

Gott aber im Himmel hatte seine Freude an Jesus, denn er war der erste, der ganz und gar demütig vor ihm blieb und seine Menschenwürde vor jedem Krämer preisgab. Und die Opfer dieses göttlichen Mannes, nämlich seine eigene Erniedrigung und Knechtung, stiegen wie würziger Jungfeigenduft in die Wolken, und die Engel des Herrn freuten sich.

Gott saß auf Jesu Nacken wie der Geist auf Sindbad dem Seefahrer, und wie dieser stieß er ihn in die Hüften, daß seine Würdevergessenheit wuchs und wuchs. So kam es dahin, daß auch sein letztes Fünklein Menschenstolz verglomm und er am Ende ward wie ein ganz treues Tier. Dies ist aber der Wunsch des Herrn, wie ihn der Mönch Wirbelhaar auslegt, daß das Ich des Menschen ganz tot wird, und er es über Bord wirft wie der Fischer einen kranken Büttfisch.

Also wartete der Herr nur darauf, daß Jesus sterbe und durch den Tod ihm gänzlich zufalle. Aber so groß und vollkommen unbeugsam ist der Mensch, daß selbst in diesem göttlichen Sklaven ein einziges Mal der Stolz aufflammte — wenn auch nur für eine Minute. Und dies ist, wie der Mönch Wirbelhaar sagt, die Minute, um die der Herr jetzt noch trauert.

Nachdem nämlich Jesus sich unter die Menschen genugsam gebeugt und auch dem Herrn selber gegenüber schon gänzlich stille war, wie ein artiges Kind, das geprügelt wird, da wollte Gott seine Demut am Ende noch einmal prüfen, und zur letzten Probe gewissermaßen hing er ihn an einen Holzpfahl — stundenlang und in die heiße Sonne und rings umlagert von Peinigern und Spöttern.

Nun aber, ihr kleinen Teufel, kommt das Wunderbare. Zuerst nämlich ließ es Jesus sich alles ruhig gefallen. Wie wenn er gar keinen Haß und keine Verachtung mehr hätte, blieb er gänzlich still wie ein Kleid, das geklopft wird. Nur ein ergebenes Geseufze zu diesem oder jenem zeigte, daß er nicht schon tot war. So schlimm ward es um Mittag, daß die Erde sich vor Ekel erbrach und ihre Toten ausspie. Aber Jesus blieb stumm wie ein Fisch, dem man lebend das Herz ausschneidet, und der Herr und seine Engel waren es sehr zufrieden und freuten sich des Augenblicks, da sie ihn einholen konnten als Sieger in ihr Gnadenreich. Die Sonne jedoch, als sie sah, wie eines ihrer Kinder so gänzlich seines Stolzes vergaß, ward voll Scham und sog trauernd ihr Licht in sich.

Und nun kommt es. Paßt auf. Denn es ist ja nur eine kleine Minute . . ."

Hier blieb Kandidat Heyenga stehn und mit den zusammengelegten Fingerspitzen sah er aus wie ein betender Heiliger.

„. . . Jesus hing nämlich ganz schlaff. Der Kopf lag auf der Brust, und kaum vermochten die dünnen gelben Arme die Schwere des Leibes zu tragen. Vergeßt auch

nicht, daß seine Augen geschlossen waren, der große Mund aber offen.

Nämlich was geschieht? Es kommt plötzlich Leben in das gelbe straffgezogene Fleisch. Zuerst in den einen Arm. Gleichzeitig dreht sich der Kopf nach oben. Und nun wölbt sich die knöcherne Brust, und das Ganze reckt sich. Und die Augenlider klappen auf und es lugen zwei Blicke heraus, die sind noch scheu, aber gleich darnach kühn und stolz, gegen die Menschen und auch gegen den Himmel, und nun kommt es, nämlich aus dem großen häßlichen Munde ein mächtiger Schrei: ‚Ach, daß du sie alle wie Töpfe zerschlügest‘, und gleich darauf noch mächtiger und voll Wut: ‚Ach, daß du ihr Hirn ließest von den Steinen lecken.‘ Ganz laut brüllte er es und sein ganzes Gesicht leuchtete von einem schönen Hasse. Denkt euch, stellt ihn euch vor, den halb verdorrten Heiligen, wie er plötzlich und stolz und verächtlich es gegen den Himmel schreit, so stolz, daß selbst die Sonne für einen Augenblick hell aufleuchtet . . .

Diese Geschichte ist überliefert durch einen, der dabei stand. Der Mönch Wirbelhaar erzählt sie ein wenig anders. Aber genau so, wie ich sie euch gesagt, ist sie passiert. Da sei Gott dafür.

Wohl fiel Jesus nachher wieder in Demut. Aber die Hauptsache bleibt die Minute. Es war vielleicht zwischen $2^3/_4$ und 3 Uhr. So genau kann man das natürlich nicht wissen. Aber das schadet ja nichts. Wenn er nur stolz war, wenn er nur einmal stolz gewesen ist . . . Aber jetzt endlich Schluß mit dieser Geschichte! Ihr meint wohl, ich sollte die ganze Stunde so erzählen. Wie? Daraus wird nichts, ihr kleinen Waldteufel!

Vielmehr soll uns jetzo der laufende Choral eine Quelle höchst fruchtbarer Betrachtungen werden. Hundewitt, lies, aber gefälligst mit einschmeichelnder Betonung! Los!"

Solcher Art pflegte der Schnapskandidat die Geschichten der Bibel und auch andere phantastisch zu verändern. Diese Jesusgeschichte aber und eine grauenhafte Schlachtenschilderung aus dem Kriege 1870/71 verwickelten ihn in einen persönlichen und amtlichen Konflikt mit Kreisschulinspektor Bosse. Im Verlaufe dieses kamen auch all seine übrigen Außerordentlichkeiten zur Sprache, und so mußte er sein Bündel packen. Wir Jungens haben ihm aber, unsern Vätern zum Trotz, doch Blumen ums Pult gewunden, und wenn er es auch in seiner langen Abschiedsrede wieder einmal viel zu bunt machte, so rührten uns doch die Tränen, die einmal seine Stimme hemmten, zu leiser Liebe. Wo er geblieben ist, weiß ich nicht. Sein Hund hieß Kasper.

Wilken Hoirups Erwachen



Westerhorn ist ein kleiner, waldiger Villenort. Aber für Wilken Hoirup ist er das Land, aus dem er seine ersten Kräfte sog. Für Wilken Hoirup ist es die Wiege seiner Seele, in dem sie hin- und herschaukelte, bis sie das Gehen lernte. Für Wilken Hoirup ist Westerhorn ein Märchenland voll gelöster Rätsel, ein Land, dessen Straßen Gott eigenhändig mit dem Finger gezeichnet hat. Die Luft von Westerhorn ist ihm von süßer Erinnerung so schwanger, daß jeder Glockenton der kleinen Pferdebahn ihm tausend Gestalten entbindet. Sonst, wenn der Wind durch die Bäume fährt, klingt es ihm hohl und schwatzhaft. Aber in den Bäumen von Westerhorn ist sein Sausen eine volle Musik. Und dieser Wind singt in den Linden, und in den Eichen schreit er laut. Aber wenn er durch die Tannen geht, weint er leise, und flüstert sich zu Tode, wenn er an die letzten Birken kommt, die vor der Goldwisch stehen.

Der Turm war damals noch nicht auf dem Hause. Und der Wintergarten war auch noch nicht gebaut. Der alte Pintscher lag noch nicht an der Hecke begraben, und an dem vieleckigen Stübchen über den Apfelbäumen hing noch nicht der kleine gelbe Balkon. Es war die

Zeit, wo Nikoline Elvers noch in die Schule ging. Und Wilken Hoirup auch. Und es ist lange her.

Kennt ihr alle die Stunde, da eure Seele jauchzend „Ich" gesagt? Wie an einem brünstigen Julimorgen sich eine junge Amsel in die Luft wirft — mit sinnlosem Geschrei — so stürzt in jener Stunde die Seele glückzitternd und berauscht in ihr neues Reich.

Weh dem, der seine Stunde nicht kennt.

Doch wer kann die Stunde sagen, da sein Leib ein Ich ward? Und ihm als ein Neues, Seltsames fordernd gegenübertrat? Wer kennt die Stunde, da er sich seines Leibes bewußt ward?

Wilken Hoirup kannte sie noch nicht. Aber heute sollte er sie kennen lernen: Sie rollte jetzt auf ihn zu, und es wurde die Mitternachtstunde am Tage, da Nikoline Elvers konfirmiert worden war.

Wilken Hoirup gab „Privatstunden in allen Fächern" bei Nikolines Bruder und kam jeden Nachmittag von Neuendeich herüber. Er war damals Gymnasiast; lang, aber nicht mager, knochig, mit großen Armen und Händen, die er nicht zu lassen wußte. Seine Kleidung war nicht ärmlich, aber noch weniger elegant; sie war so, daß sie auf die Mädchen einen schlechten Eindruck machte. Besonders die Knie in den Hosen waren ewig durchgedrückt. Seine Hüte waren durchaus nicht so originell, wie er selber glaubte. Im übrigen trug er einen Kneifer, einen jener unmöglichen schwarzen Stahlkneifer zu zwei Mark, die ihr bei Gymnasiasten kennt. Sein Gesicht war starkknochig wie der ganze Mensch: der Mund klein, die Stirn etwas groß. Nichts Schönes an dem Gesicht. Nur die Augen hatten zuweilen einen seltsamen, nicht

traurigen Glanz. Aber das hatte bisher nur die kleine Dobson bemerkt.

Man hielt Wilken Hoirup für einen begabten jungen Mann, der noch etwas werden könnte. Wenn er nur unter die Menschen ginge. Und sich abschliffe. Aber das Schlimme war: Wilken Hoirup hatte eine Philosophie. Eine Philosophie! Ein wirkliches System! Er hatte es überall gesammelt. Natürlich auch aus Büchern! Aber was wollt ihr? Auch aus dem Walde! Auch aus den Menschen! Denn Wilken Hoirup konnte vieles nicht, aber eins besser als alle: sehen.

Und dann führte Wilken Hoirup über alle Menschen, die er kannte, ein Buch. In das trug er jedes neue Wort, das sie geredet hatten, jede neue Kleinigkeit, die er an ihnen merkte. Und das waren dann seine schönsten Stunden, wenn er so saß und staunte, wie Verschiedenes, wie Großes und Kleines gemischt.

Weiter kannte Wilken Hoirup die Menschen nicht. Er hatte keinen Freund. Er war ganz allein. Aber er war sehr stolz. Weil sie das so gar nicht ahnten, was er alles wußte. Weil sie so blind waren und täppisch! Weil ihnen so ganz und gar seine Philosophie, sein System, sein süßes Geheimnis verborgen blieb ... Oder wußten sie vielleicht, welche Rolle in seinem System das Kind spielte? Nein, gewiß nicht. Sie wußten nicht, daß er über Hochzeit und Ehe z. B. seine ganz besonderen Gedanken hatte. Daß er über die Frage, ob die Begattung Mittel oder Zweck sei, viele Bogen geschrieben und seit zwei Jahren darüber nachgedacht hatte — ohne das kleinste Resultat. Was wußten sie von der Bedeutung, die Jesus ihm für die

Naturphilosophie zu haben schien? Und das machte ihn heimlich lachen. Diese hinterlistige Existenz, die er führte.

Das mochten sie ja vielleicht gemerkt haben, daß er öfter nach Nikoline Elvers fragte, als nötig war. Aber wußten sie vielleicht, daß er ganze Nächte hinten in ihrem Garten gesessen hatte auf dem Baumstamm? Auch dann noch, wenn alle Lichter in den Zimmern aus waren? Wußten sie es etwa? Nein. Und er machte es auch schlau genug — trotzdem ihm zuweilen der Pintscher hart auf den Fersen war.

Von den Menschen schloß er sich nicht ab. Aber er suchte sie auch nicht. Er redete lieber mit ihnen, wenn er in der Mulde hinter Palmers Park lag, als wenn er ihnen die Schüssel weitergeben mußte. Es lag auch daran, daß er sich fürchtete, hinzugehen. Es war Wilken Hoirup ganz klar, daß er in die kleine Elvers verliebt war — und sie hatte in seiner Sammlung die größten und die meisten Zettel. Aber warum hatte er schon zweimal die Einladung ihrer Mutter abgeschlagen? Ja, warum wohl?

Übrigens hatte Wilken Hoirup in bezug auf die Mädchen natürlich auch seine bestimmten Gedanken. Aber er hatte nie eins angerührt. Nie. Denn in die Tanzstunde zu gehen, hatte er sich entschieden geweigert. Und da war auch keine Base und keine Freundin.

Aber er war nun auch wieder anders als ihr denkt! Er philosophierte über ganz greifbare Dinge. Zum Beispiel über die verschiedenen Haarfarben der Mädchen von Westerhorn schrieb er sieben Kladdenblätter

voll. Dann hatte er Wochen, wo die Gürtel sein Hauptthema waren oder das Lachen. Einmal schrieb er auch an einem „Mysterium" über ein dickes Mädchen. Dies gab er aber gleich wieder auf. Ja — wirklich, über ganz greifbare Dinge philosophierte er. Aber doch immer nur aus halbscheuer Ferne. Nikolines Stiefel, ja, das war eigentlich das einzig Mädchenhafte, was er je in der Hand gehabt. Ihre Stiefel — und dann auch eine zerrissene Bluse, die einmal über dem Stuhl hing.

Übrigens konnte Wilken Hoirup weder Klavier noch Geige spielen. Doch war er sich schon in Unter-Prima mit dem Geiger Stolterfoth darüber einig, daß die Musik „die tiefgründigste Kunst" sei, und daß es Tieferes nicht gäbe.

So war Wilken Hoirup. Er hatte jetzt das bekannte „glänzende" Examen gemacht und wollte Philosophie studieren, reine Philosophie natürlich, worüber Professor Jacobsen so gelacht hatte. So war er. Und er wollte morgen schon abreisen.

Glaubt ihr nicht auch, daß er auf einem gefährlichen Wege war? Ich sage, es mußte etwas Weiches aus Erdenland kommen und ihn anrühren, daß eine Verwirrung in seine genügsamen Gedanken fiel. Mußte nicht warmes Leben kommen und sein Gesicht berühren? Daß der Zauber brach? Und sein Auge, das für die Schönheit geschaffen war, weithin sah?

Und das Leben kam. Mit seinen sammetweichen Armen. Sie gehörten Nikoline Elvers, und ihr fiel es zu — ob sie wollte oder nicht — Wilken Hoirup zu lösen.

Nikoline Elvers! Es gab welche, die waren schöner als sie. Was er zum Beispiel über den Gang von der kleinen Nickel geschrieben hatte — das hätte er über Nikolines Gang nicht schreiben können. Und vor manchem andern noch an ihr machte sein Grübeln Halt. Es war vielleicht nur dieser eine merkwürdige Zug — wenn sie lachte. Mit dem hatte sie ihn ja einmal, als er ihr eine französische Arbeit machen sollte, einfach zur Tür hinausgejagt. Und dann waren es wohl auch die grünen Augen! Und dann vielleicht auch das goldgelbe Haar! Vielleicht war es überhaupt nur das Haar? Hatte Nikoline Elvers ihnen nicht täglich die Stunde gestört, um aus der untersten Kommodenschublade ihre Bücher zu holen? Ja. Und war diese Bewegung, wenn sie sich bückte mit ihrem losen Haar, nicht das Zentrum von Wilkens Tagen gewesen, drei volle Jahre lang? Ganz sicher. Jetzt fiel das Haar noch länger, und die Farbe war ein wenig mehr ins Dunkle gelaufen. Wenn sie stand, floß es wie goldenes Wasser über den Rücken — oder wie dickes Sonnenlicht. Von den Haaren hatte Wilken mal zwei irgendwo gefunden. Und wenn es nun gute Sonne war, und er ging von Neuendeich nach Westerhorn, dann holte er die zwei goldenen Strähne heraus und ließ sie in der Sonne wehen. Und er sah sie fast nicht — wie zwei weiche, schmiegsame Sonnenstrahlen wehten sie. Und er dachte weithin . . .

Was ihm sonst an ihr gefiel, danach hatte er sich eigentlich nie gefragt. Ihre Zettel wiesen eine merkwürdige Mischung auf von Schönem und Plattem. Sie hatte sehr, sehr Schönes, aber auch furchtbar Dummes

gesagt. Zum Beispiel das von den Schneeflocken in dem Laternenlicht, das war doch schön! Aber daß sie mit Menschen wie dem dicken Wiengreen so enge Freundschaft hielt, das schmerzte ihn sehr!

Diese Nikoline Elvers war jetzt sechzehn Jahre. Ihr Gesicht erinnerte an Dante Gabriel Rossettis „Mona Lilith“. Nur daß das Kinn deutsch und die Stirn etwas gröber war! Lang aufgeschossen wie eine Sonnenblume war sie und nicht allzu geschickt. Und wenn jemand mit ihr sprach, wurde sie rot.

Nur bei Wilken Hoirup nicht. Aber wann sprach sie auch mit ihm? Was sollte sie überhaupt mit Wilken Hoirup reden? Nikoline Elvers träumte davon, auf Gummirädern zu fahren und in seidenen Himmelbetten zu schlafen. Wilken Hoirup dagegen wollte ein „Philosoph“ werden. Darunter verstand er einen Mann, der acht Monate des Jahres einsam unter seinen Gedanken lebte und die vier Monate unter die Menschen schlug. Was sollte wohl Nikoline Elvers mit Wilken Hoirup reden?

Sie hatte nun den letzten Winter bei Propst Madsen die Stunden gehabt, und heute sollte sie konfirmiert werden.

Man saß dichtgedrängt in der kleinen neugebauten, langhalsigen Kirche von Westerhorn, die sich vor das breitschultrige Gymnasium hingepflanzt hat wie eines von den koketten Westerhorner Mädchen vor den dicken Primaner Pinkvoß.

Wilken Hoirup stand oben an einer Säule.

Es muß bemerkt werden, daß er die Nacht wieder auf dem Baumstamm gesessen, danach in der Badebude

am kleinen Teich etwas geschlafen und erst im Morgengrauen nach Hause gewandert war.

Es ging nun alles den Gang, den ihr kennt. Die Kinder kamen zu spät. Die Eltern wurden unruhig. Der Kantor glitt von einem Präludium ins andere. Bis es sich regte am Portal. Voran Propst Madsen. Auf seinem Antlitz jenes leise und gutmütige, durchaus nicht unschöne Lächeln, wegen dessen viele seiner Schülerinnen in ihn verliebt waren, schritt er im Takte der Orgel den Mittelgang hindurch bis auf den Altar. Und hinter ihm wankten dreizehn Mädchen. In langen schwarzen Kleidern, die sie nicht zu tragen verstanden. Auf dem Kopfe junge und sehr junge Haarfrisuren, die mit sich selber unzufrieden waren. Dazu mit Todesmienen, als fürchteten sie wirklich, einzig des Herrn Jesu Bräute werden zu müssen.

Voran ging Nikoline Elvers mit Metta Tams.

Dann alle übrigen.

Da waren Mädchen, die gingen ängstlich wie in ein großes Rätsel. Denn sie hatten von Anfang an die Worte des Propstes zu ernst genommen. Und beim Abendgebet in ihren Zimmerchen hatten sie unruhig gelegen und hatten sich abgemüht, aus dem Dunkel einen dornenumflochtenen Männerkopf zu bilden. Und hatten gebettelt und gebettelt, aber es ward nichts. Und nun gingen sie hin und dachten, es müsse ganz anders werden von heute ab.

Und dann waren da Mädchen, wie Liesa Renthoff, die überschlugen schon den Abend, wo die Brüder da sein würden und die Freunde und die lustigen Kadetten mit dem breitspurigen Gang, der noch gar nicht zu sehen

war, und wie das nun alles anders würde, wenn sie abreisten und wiederkämen aus Lausanne und Grenoble, aus Dresden und St. Ives.

Und hinter ihnen und vor ihnen trippelten wieder andere, deren Seelen schliefen noch fest in ihren Wiegen, und das Ganze war ihnen eine Gehorsam heischende Prüfung des Pastors, und sie dachten an nichts als an die Stelle, wo sie mit dem „Ja, wir glauben" einfallen müßten.

Auch kleine mißglückte Zufälligkeiten marschierten mit, die sich die Spitzen vom Kleid getreten hatten und nun angstvoll ihre Schritte maßen.

Propst Madsen redete mit starker Stimme und redete lange. Wilken Hoirup wurde schon ein wenig benommen im Kopf, aber er lehnte sich an die große steinerne Säule und sah hinunter.

Und dann kam es.

Es war in dem Augenblick, als die Mädchen niederknien mußten, um den Segen zu empfangen. Nikoline Elvers saß in der vordersten Reihe am weitesten nach rechts. Und es lag daran, daß sie das Band, das ihr Haar zusammenhielt, verloren hatte. Denn als sie nun niederkniete und den Kopf senkte, da wurden die tausend gelben Strähne unfromm, und die freie goldene Flut floß über Nikoline Elvers hin, und wie wenn es heimlich kicherte, deckte Gott selber ihr lächerliches schwarzes Kleid mit ihren Haaren zu, und die frommen Worte, die Propst Matzen auf die dreizehn Mädchen warf, die huschten den zwölf in die Ohren, aber bei der einen lag goldenes Leben davor, und sie erstarben draußen.

Als wäre sein ganzer Leib ein Auge, so spähte Wilken

Hoirup von oben hinunter. So scharf sah er, daß er die singende Stimme des Propstes kaum hörte. Er stierte nur immer in die Ecke dort, in die gelbleuchtende Ecke. Wie das zwischen den schwarzen Menschen saß! Wie das heraufblickte als eine riesengroße Frage an ihn! — Er stierte nur immer in die Ecke. Und je länger er schaute, desto größer wurde das Gelbe da unten. — Und was darum war, das sah er schon gar nicht mehr. Die gelbe Flut stieg höher und höher. — Ganz sicher hing es auch mit der Musik zusammen: Leise, sanfte Orgeltöne kamen getrippelt. Töne, wie eine Entschuldigung Gottes, wie eine Bitte Gottes um Verzeihung! — Verflucht! das machte der Kantor gut! — Und die Töne lockten das Gold aus der Ecke, und es stieg auf in den Raum. Und schien Wilken das ganze Schiff anzufüllen. — Und die Töne wurden stärker. Und das Gold leuchtete voller. Und bei jedem Akkord blitzte es durch das Gold hin. Und nun wußte Wilken nicht: Träumte er oder klang das? War denn das wirklich Gesang? Hörte er nicht menschlich süße Kinderstimmen, leise und zitternd, wie wenn durch vier, fünf Gemächer hindurch ein Nachtlied tönt?

Horch! . . . „Wir liegen hier, o Majestät!" Und nun verklang es leise . . . Und nun schwoll es wieder an . . . Es war, als ob das ganze goldene Meer sänge, das vor ihm wogte. War dies denn nun ein Spuk? Es wuchs ja auf ihn zu, von vorn und links und rechts! Und die Töne leuchteten! Und der Glanz sang! — Da konnte er nicht anders: Und griff aus mit der Hand, und griff zu und ergriff . . . und griff in goldene Haare, in spinnwebendünne, goldgelbe Haare, so wie er sie auf

der Wiese fliegen ließ. Und er griff hinein! Und er verschlang seinen Arm darin! — Aber was war denn das? Da hatte er ja goldene Töne in der Hand! Das sang ja, was er da griff...

Von der plötzlichen Stille wurde Wilken geweckt. Da merkte er, daß er die Augen geschlossen hatte. Aber er stand noch immer an der Säule! Gut, daß ihn hier niemand sah.

Er blickte in das Schiff. Da saßen die Mädchen wieder auf ihren Bänken wie vorher. Und die Leute in den hintersten Reihen drängten sich. Denn es sollte die Verteilung der Scheine beginnen.

Da nahm Wilken Hut und Stock und ging. — — —

Das schlechte Beethovenbild gab er ihr auf der Treppe, als sie in ihr Zimmer wollte.

Dann wurde er gebeten auf vier Uhr.

Abends an der Tafel saß Wilken Hoirup zwischen Frau Direktor Federling und Suse Baumgarten. Auch gegenüber sah er ganz bekannte Gesichter: den lustigen Großvater aus Twielenfleth, die Tante aus Willingshusen, die „Marie Grubbe" immer wieder las, Herrn Hardesvogt a. D. Schimmelmann und so weiter. Mädchen waren wenige da. Metta Tams vermißte Wilken eigentlich. Dann kamen viele schwarze Röcke und Lackstiefel, deren Träger keine Gesichter hatten.

Nikoline Elvers saß an der Gegenseite, links, nicht sehr weit. Der Strauß von weißen Nelken hatte sie fast verdeckt. Wilken rückte den Stuhl jedoch, und nun sah er sie.

Sie schien ihn nicht zu beachten.

Es begann das Essen. Wilken erzählte Suse Baum-

garten einen französischen Witz. Sie verstand ihn nicht. Dann kam eine Rede. Dann fragte er die Frau Direktor nach dem neuen Schornstein in ihrer Fabrik. Es kamen wieder Reden und wieder Essen und wieder Reden. Man begann sozusagen sich mollig zu fühlen. Der Großvater aus Twielenfleth schien außer sich über die lange Speisenfolge. Einer der geistvollen Gesichtslosen hatte ein Rätsel aufgegeben, das stürmisch beraten wurde. Und Kaufmann Pinckert mußte auch nach rechts hin erzählen, was sie in Badenweiler mit der Statue gemacht hatten.

Es wurde Zeit, wenn Wilken noch reden wollte.

Und er klopfte an das Glas.

Er sprach leise, aber klar. Einer oder der andere merkte vielleicht doch an seinem Zittern, daß etwas in ihm rang.

. . . Sie möchten nicht bange werden, wenn er es wagte! Als ein Eindringling gewissermaßen! Als einer von anderswo her! Aber er würde es als Schmach empfinden, wenn er morgen abreiste, ohne einen öffentlichen, sozusagen lauten Dank an dies Haus. — Er wolle ja nichts für sich in Anspruch nehmen. Aber habe er hier nicht drei lange Jahre täglich gesessen? Und kenne er nicht den Garten genau und was sie jeder für Kleider trugen? Ja, das tue er. Westerhorn hätten auch sie wohl gern. Aber was wäre ihm Westerhorn ohne dies Haus? Er wäre gar keinem Hause befreundet in der weiten Welt —, aber dieses sei ihm wie eine Kirche voll Lachen, das könnten sie ihm glauben!

Einen fröhlichen Dank wolle er ihnen mit diesem Glase trinken, einen fröhlichen Dank.

Einer aber gedenke er jetzt mit besonderer Freude — und unter dem Blick, der jetzt aus Wilkens Augen auf Nikoline Elvers stürzte, wurde sie rot wie Blut und begann ohne Anlaß aus ihrem Glase zu trinken. — Nicht darum, weil Propst Matzen sie heute eingesegnet. Obwohl das sehr schön gewesen sei. Ach nein! Sie sei nicht nur heute der Mittelpunkt, gewissermaßen das Herz des Hauses. Ginge es ihnen nicht auch wie ihm? — Hier begann seine Stimme zu zittern. — Daß das Haus tot wäre ohne ihr Flöten? Ihm wenigstens sei der Gedanke unendlich schön gewesen, täglich mit ihr eine Stunde in demselben Hause zu atmen! Das schäme er sich nicht, hier offen zu bekennen! Und er gehe noch weiter! Gab nicht erst der Umstand, daß sie die Treppen hinauflief, dem Hause sozusagen seine Höhe? Hoho! Das klinge lächerlich! Nicht? Aber für ihn wäre der weite Hintergarten überhaupt nicht groß, wenn er nicht schon überall sie hätte herumspringen sehen. Das sei keine Phrase! Gott stehe ihm bei! Übrigens gefalle ihm das schwarze Kleid durchaus nicht! Und er wäre mehr für das weiße mit den gelben Blumen am Rock. Darin glaube er sich mit der ganzen hochgeehrten Gesellschaft einig. Und ob Frau Elvers vielleicht erlaubte, daß sie nachher das grausame kleine Band aus dem Haar nehme . . .

Wenn Wilken Hoirup jetzt nicht zufällig Nikolines roten Kopf gesehen hätte und ihre bittenden Augen, er hätte vielleicht noch größere Dummheiten gesagt. So faßte er sich und schloß: Auf dies Westerhorner Haus und seine vier Insassen, auf diese Stuben, die man so lieb hätte, und auf die kleinen Lauben und Bänke und auf den Rosengang . . .

Das war nun eine etwas verfahrene Rede, und vor Aufregung und einem leisen Schamgefühl hätte sich Wilken Hoirup fast gleich wieder gesetzt. Aber er merkte es am Stehen der andern, und nun gingen sie einzeln hin.

Nikoline sagte nichts; aber sie sah ihn an. Und von diesem Blick her ging es los. Wilken Hoirup rieselte es durch und durch, als gösse ihm jemand seliges Wasser durch die Adern. Er ging vorsichtig an seinen Platz — und merkte zum ersten Male, daß er wirklich ging. Daß es ein Tun war, dies Gehen, und ein Wille. Und indem er das merkte, wurden ihm seine Schritte bewußt, und er machte sich zum Herrn über sie.

Als er das Glas hinsetzte, sah er, wie seine Hand zitterte, und bei diesem Anblick empfand er es noch mehr, daß diese Hand seine Hand war, etwas ihm Fremdes und doch Eigenes, eine sonderliche Entdeckung! Und er erschrak wohl über diese Entdeckung. Aber doch machte sie ihn froh.

Frau Direktor Federling sprach nun zu ihm von dem Theologen, der bei ihrer Hochzeit mitgewirkt hatte, eine merkwürdige Geschichte, aber durchaus nicht langweilig, indem das Traurige, was Frau Federling dabei fand, doch eigentlich nur komisch war. Wirklich, nur komisch. — Aber doch hörte Wilken nur halb zu. Er saß auf dem Stuhl, zurückgelehnt, und wußte nicht, wohin er sollte mit seiner neuen Entdeckung: das sprang jubelnd durch seinen Leib von oben bis unten; das weckte alle Nerven und Muskeln aus dem Schlaf! Die sagten alle leise: „Ich!“ Und das Atmen wurde jetzt eine selige Lust! Wilken Hoirup und sein Leib! Wie ein un-

bequemes Kleid war er ihm bisher gewesen. Mißachtet hatte er ihn — oder kaum gekannt. Und jetzt trat er ihm gegenüber und sah ihn an. Und ein wohliger Schauer durchzuckte Wilken unter diesem Blick. Und doch antwortete er noch immer auf Frau Federlings Fragen. Sie war jetzt bei den Theologen überhaupt. Was er denn meine von ihnen? — Ja, ihm schienen die Theologen nicht genug Zoologie zu treiben. Oder ob sie das nicht auch meinte? — Ja, das fand Frau Federling nun wieder zu scharf, und sie setzte lang, lang auseinander, warum. Wilken ließ sie reden.

Er blickte auf seinen Fuß. Mein Gott, was hatte er für häßliche Stiefel an! Und seine Strümpfe. Warum bildeten die eine Walze oberhalb des Stiefels! War das nicht häßlich? Und er stand auf und ging in den Wintergarten — unruhig suchend.

Nikoline Elvers kam auf ihn zu und dankte ihm noch einmal. — Daß er überhaupt so reden könne! — Ob sie denn nicht von seiner Sedanrede in Süderdeich gehört? — Ja, aber das . . .

Hiernach breitete sich in den Stuben von Elvers' Hause jene Lustigkeit aus, ohne welche aller feierliche Ernst ganz unerträglich ist bei den Menschen von der Elbmündung. In allen Häusern, in welche Propst Madsen heute morgen seine Mahnung gerufen, entfesselte sie fröhliche Ausbrüche biederen Familiensinns. Bei manchen verstieg sie sich ins Ungewöhnliche. Und anderswo lugte sie nur eben aus dem religiösen Feiertagsmantel hervor. Überall aber ward sie als das Beste des Tages empfunden.

Bei Elvers hielt sie jenes gute Mittelmaß, mit dem

man hier immer das Leben zu meistern verstanden hatte. Es wurde geplant und erinnert, geschwätzt und gelacht. Zuweilen zog sich die Freude zu engeren Haufen zusammen, zuweilen zerfloß sie in kleinste Gruppen. Einmal schien es auch, als ob sie sich zu einem wirklichen Ganzen formen wollte, von dem dann Nikoline der Mittelpunkt ward, aber alsbald schlüpfte sie wieder auseinander in sittsame Teile.

Wilken Hoirup war mitten drin. Er widerlegte und bewies, er bestätigte und ergänzte hier und dort. Der früheren Augenblicke, wo er plötzlich stand und sich fragte, wozu, — ihrer ward fast kein einziger. Sondern von den Alten warf es ihn lächelnd zu den Jungen hinüber. Und er tat manchmal direkt so, als ob er etwas zu sagen hätte in Elvers' Haus.

Und so merkte er nicht, wie es sich aufmachte aus den Watten her und am Fluß herauf, und wie es nun näher kam und bei Westerhorn abbog und sich ums Haus verteilte, seine und Nikolines Seele einzufangen unter das seltene Glück. Es war zwölf Uhr, als Wilken Hoirups Stunde nahte.

Man hatte die Tür im Wintergarten geöffnet. Und Wilken machte den Vorschlag, zusammen hinauszugehen. Er wurde kaum beobachtet. Und so ging er allein ... Wirr und ohne regelnde Gedanken ging er. Im Grunde traurig: er hatte doch bisher sein Ich gleichsam in den Händen vor sich her getragen. Und ein Gefühl der Sicherheit dabei gehabt, das ihn stolz machte. Und nun war das wie weg! Und etwas Dunkles von unten hatte ihn ergriffen und ihm sein Bild aus der Hand geschlagen, und statt Stolz füllte die Angst alle Kammern seiner Seele.

Angst? War es nicht süßer als alle seine Gedanken und Bilder — das, was ihm jetzt durch den Körper rieselte? Das was ihn hieß, jetzt seine Arme auszustrecken und wie ein junger Birkenbaum nach dem nächtigen Frühlingswind zu greifen? Ja, es war viel schöner . . .

Und dann war die kleine Elvers plötzlich an seiner rechten Seite. Woher sie kam und was sie antrieb, ihren Arm in den seinen zu legen — dessen hat sich Wilken Hoirup später nie erinnern können. Nur daß hinten viele Stimmen waren, die ihnen nachdrängten, das wußte er. Und auch dies, daß sie während des ganzen Weges durch den Park nichts geredet hatten — kein leisestes Silbchen. Alles andere kam und ging, heimlich, wie eine lose Nebelwolke über die Hornisgrinde.

. . . So also ist es, dachte Wilken Hoirup. Er trug ihren Unterarm auf dem seinen. Merkwürdig schmal war er, dieser schwarzumhüllte, weiche Arm. — Seinen eignen fühlte er gar nicht. Als ob er fort, als ob die beiden eins wären. — Merkwürdig weich und lose . . . Wilken wagte kaum aufzublicken. Etwas zu sagen, daran dachte er gar nicht. Das war so seltsam . . . Ihre Schultern berührten sich bei jedem Schritt. Übrigens hatte sie einen weißen Faden am Kleide hängen.

Uud nun sah er ihr von der Seite ins Gesicht. Es war ruhig, aber mit einem kleinen Zug von Traurigkeit über den Augen. Nicht die geringste Spur hatte der lustige Abend auf ihm hinterlassen. Das Gesicht war, wie er es noch nie gesehn. Und mit einem Male wurde ihm angst und bange, daß er allein und heimlich mit einem ganz fremden Menschen wäre.

Aber was war denn das? Jetzt begann sie zu zittern. Warum fiel denn ihre Schulter an seinen Arm? Und warum griff ihre Hand denn jetzt nach ihm? Was wollte sie denn? Weiß Gott! Was wollte sie nur tun! Das bedeutete doch nichts Schlimmes? Sie sank ja in sich zusammen! Wie ohne irgend eine Kraft! Da blieb ja gar nichts anderes übrig, als einfach seinen Arm loszumachen und kurzerhand um sie zu legen! Und er tat es und schlang ihn um sie. — Und da fiel sie ihm auch schon hinein. Und weiß Gott, er mußte ja fest zupacken! Sonst entglitt sie ihm ja! Und er packte fest zu. Mit seinen langen Bauernarmen, die er von Großvater Hinrichsen geerbt hatte, griff er zu, und da hatte er sie — ganz fest. Und nun fiel auch schon der kleine goldgelbe Kopf wie eine müde Sonnenblume auf seine Schulter, und dabei fuhr über sein Gesicht etwas Sonderbares, Sanftes, viel schöner als ein junges Buchenblatt, etwas wie lebendiger Altweibersommer — und nun war gar kein Zweifel mehr: Wilken Hoirup hatte Nikoline Elvers im Arm, und eigentlich waren sie ein und dasselbe, meinte er.

Wie war doch das so weich und so locker, was er da mit Hand und Arm fühlte! Das schien ja gar kein Rückgrat zu haben! Und wie er jetzt aufblickte. — Weiß Gott, warum hatte sie nur den Kopf so zurückgebogen? Warum hatte sie denn die Augen geschlossen? Sollte er es denn tun? Was er gar nicht mochte und doch um alles Leben wollte? So schön sah also ein Mädchenmund aus! So schön . . .

Da fühlte er, wie wieder ein leichtes Zittern durch ihren jungen Leib lief, und da griff er einfach fest zu mit dem rechten Arm, und — und dann tat er's! Beim Himmel,

wo hatte er das nur gelernt! Er küßte doch weder Mutter noch sonst jemanden! — Und sie wehrte seinem Kusse nicht. Und Wilken trank sich Freude an ihrem Munde. Und sein ganzer Leib wurde eine süße Glut! Und daß sie ein schwarzes Kleid trug, und Propst Madsen sie heute eingesegnet hatte, das wurde ihm nun ein absonderlich schöner Gedanke.

Wenn nur nicht plötzlich Frau Elvers auf den Gedanken gekommen wäre, Tante Berta Nikolines letzte Malerei zu zeigen! Und wenn nur Ida nicht plötzlich laut Nikolines Namen gerufen hätte! Und wenn nur . . .

So merkte es niemand.

An dem Rest des Abends aber beteiligte sich Wilken Hoirup recht lebendig. Als sie gegen zwei Uhr alle noch einmal in den Garten gingen, kletterte er in die Linde und hielt aus ihren knospenschweren Zweigen eine lange Rede über die Jugend und die Schönheit und vieles andere, bis ihn jemand am Bein herunterzog, weil er trunken sei! Später waren sie auch noch in Nikolines Zimmer und sahen sich alles an. Und schließlich stieß irgend ein Wäschefabrikant aus Aachen mit Wilken ein Volles an und meinte, er solle die reine Philosophie aufgeben und in sein Geschäft eintreten.

Gegen zwei Uhr gingen sie alle fort — und Wilken Hoirup saß wieder wie sonst auf dem Baumstamm. Das rechte Bein fror ihn, denn er war im Tumult vorhin in den nassen Graben gerutscht. Er saß und wartete, bis alle Lichter aus waren. Und wollte sitzen bleiben wie sonst — aber das ging nicht. Sein ganzer Leib war eine prickelnde Unruhe! Dann wanderte er ins Gehölz! Irgendwo krähten die Hähne. Er kam auf den Exerzier-

platz. Da ward es im Osten hell und rot. Und Wilken setzte sich wieder auf einen Feldstein. Er wollte den Tag abwarten. Und wollte das alles durchdenken. Und es unter die Füße kriegen. Weiß Gott, wo war er denn geblieben? Das warf ihn ja hin und her! Und wollte das alles, und wollte das . . . Und schlief ein.

Bis die Sonne ihn rief. Sie warf über den Kugelfang herüber warme, weiche, rote Strahlen auf ihn. Er merkte sie nicht. Sie irrten um sein müdes Haupt und fielen dann betroffen zu Boden. Und erst als sie heiß wurden, und spitz und glühweiß, als sie sich in seine Haut bohrten und dort hängen blieben — erst da wachte er auf.

Er fuhr natürlich nicht am nächsten Tage. Aber als er nachmittags vorkam, Adieu zu sagen, da waren alle sehr freundlich — nur Nikoline Elvers war nicht da. Lise Renthof hatte sie geholt. —

Er ging nun zum letzten Male von Westerhorn nach Neuendeich. Den Weg, den er in drei Jahren täglich vier, zuweilen sechs mal gemacht hatte. Es kam nicht nur von der tollen letzten Nacht, daß ihn fröstelte und deuchte, er hätte irgendwo sich selber verloren.

Er wußte, daß diese Nacht die schönste seines Lebens gewesen und ihm eine reiche Erkenntnis gegeben — denn sein Gang richtete sich auf und ward sicher, und er sah die Menschen nicht mehr von unten oder von der Seite an. Ja, jetzt kam eine Straße voll herrlicher Rundsichten an den Biegungen, das wußte er.

Aber es war auch eine Pest im Blut, ein Gift in den Adern, und ein glattleibiges Aaltier, das sich um seine Glieder ringelte! Und in lächerliche, schamlose Seiten-

wege würde es ihn hineindrängen — das wußte er nicht minder ...

Er kam jetzt über die Brücke, auf der er in der Neujahrsnacht einmal geweint hatte.

Nikoline Elvers — ihn schauerte bei dem Gedanken an ihren weichen, schwarzumhüllten Leib. Und daß sie den Kopf so zurückbog. Wie bog sie doch den Kopf so merkwürdig zurück!

Nun war er in Palmers Park. Da passierte ihm etwas Seltsames. In seiner Mulde sah er sein System liegen. Es lag dort gleichsam wie eine entkorkte Schnapsflasche, die halb ausgelaufen ist. Und doch war die Mulde leer wie immer. Eine grenzenlose Traurigkeit und ein Ekel packte ihn.

Am andern Mittag um zwölf Uhr sechsundzwanzig Minuten fuhr er in das Land seiner Jugend, in die Stadt am Berge, die vielbesungene ...

So wurde Wilken Hoirup erlöst. So wurden alle Wehre und Dämme in seinen Adern weggerissen, und das Blut lachte fröhlich durch den Leib. So wurde sein Leib zu einer lebendigen Seele. —

Vielleicht ist es ja nur eine Marotte gewesen von Nikoline Elvers in jener Nacht. Vielleicht hat sie ja seine Briefe aus Heidelberg ungeöffnet zurückgeschickt. Vielleicht hat sie ihn ja im Herbste hell ausgelacht, als er in der Tür des Wintergartens sie an die Frühlingsnacht erinnerte. Vielleicht! Wer weiß das? Aber es hindert uns ja auch nichts anzunehmen, daß es ganz anders war! Und daß Wilken Hoirup und Nikoline Elvers noch manch seltenen Abend im Garten auf der Kastanienbank saßen! Was hindert uns z. B. anzunehmen, daß

sie an einem andern Frühlingstage wie zwei Rehe zwischen halbhohen Tannen versteckt lagen und über ein mißglücktes Farrenkraut lachten? Ich sage: rein gar nichts.

Wer es aber genau wissen will, der müßte die Winde von Westerhorn fragen. Vorzüglich den, der von Eichthal her über die Gärtnereien in die Parkstraße jagt, sich brüllend in die dicken, schwarzen Tannen bei Elvers' wirft, und nach kurzer, stöhnender Umarmung über braune Knicks und nasse Wiesen jauchzend nach Neuendeich hinüberpeitscht.

Die zehn Schornsteine



bwohl man zuerst glaubt, es seien nur neun, sind es doch zehn, indem der siebente von links mit dem sechsten zusammenfällt. Aber der siebente hat die dunklen Ringe um den Leib, und sein Leib ist kürzer als der des sechsten. Darum erkennt man ihn.

Dunkle Ringe besitzen überhaupt nur der erste, zweite, vierte und siebente. Die andern sind am ganzen Leibe brandrot. Nur oben sind sie angeschwärzt; das gibt ihnen dicke Köpfe. Und darum sehen sie aus wie Zündhölzer des lieben Gottes.

Hinter einem weichen Hügel stehen sie. Der macht ihnen des Sommers einen grünen Vorhof. Wenn die Felder kahl sind, wird auch das Rot der Schornsteine schmutziger. Aber die weiße Schneedecke des Januar — sie läßt das Rot wieder aufgluten, gleichwie sie das Sonnenscheiben röter macht, als alles blanke Meer es kann.

Wo anders sollte die Seele der Schornsteine wohl wohnen als im Rauch? Berge rauchen und Flüsse und die Sommerwiesen nicht minder. Sahen wir nicht alle eine staubschwere Märzpappel, durch die der Wind fährt? Und den schwarzen Rauchklumpen, der spinnenartig über Hamburg brütet, wie sollten wir ihn sonst nennen? Rauch ist Seele. Rauch ist undurchsehbar wie eine Schusterglocke. Leiser Tabaksrauch verwirrt uns zu den

uralten Sünden Jakob Böhmes — so wie das Stöhnen einer Fräsmaschine uns zu Gläubigen des Kommunismus machen kann.

Sonntags vormittags rauchen die zehn Schornsteine aus. Da werden ihre Seelen ganz offenbar. Schwermütig sind sie und so bedächtig, als wären sie am liebsten unten geblieben. Was ist gegen ihre schicksalssichere Kurve der leichtfertige Rauch des Personenzuges 10 Uhr 23? Ein großtuerisches Pusten und schneeweißes Kokettieren, und dann ist's aus. Wenn er bei der Papiermühle um die Ecke ist, sieht man beim Viadukt schon gar nichts mehr. Dagegen die Zehn — manchmal begegnet man ihren schwärzlichen Rauchschlangen auf der Ammerbacher Platte, manchmal im Rodaer Tal, tagelang irrt ein Klumpen zuweilen einher.

Peacock ist der sechste, eben jener ringlose, der den siebenten fast verschlingt. Peacock ist der dickste der Zehn. Sein Rauch ist rein wie eine weiße Gardawolke. Nie schläft er. Selbst an Feiertagen entschleicht ihm schüchtern sein Seelchen. Manchmal packt es der Wind, nimmt ihm Farbe und Form und reißt es das Saaletal hinauf. Wenn die Lüfte rein sind und ruhig, dann steigt es in seliger Gerade empor. Nur wenn es regnet oder Gewitter nahen, dann quält es sich unentschlossen über Peacocks schwarzem Kopfe und wächst schließlich zu einem melancholischen Klumpen.

Und doch entbehrt gerade Peacock nicht des Komischen. Schon daß er als Dickster der Schar diese junge weiße Seele beherbergt, reizt zum Lächeln. Schlimmer aber ist der große schwarze Fleck, den er in zwei Drittel seiner Höhe trägt. Er stammt von Nummer Sieben,

Abo, dem kleinen Geringelten. Abo wird wahrscheinlich mit Gruskohlen geheizt. Sein Rauch ist dreckig, mit vielen Kohlenteilchen vermischt. Diese wirft er nun Tag für Tag an Peacocks dicken Leib. Der schwarze Fleck sieht aus wie eine Ohrfeige.

Gestern traf ich auf einer Gartengesellschaft ein vierzehnjähriges Mädchen mit einer ganz tiefen Altstimme, deren sie sich schämte. Es war die Tochter des Besitzers. Alle Schornsteine trügen ein Schild, sagte sie. Darauf stände ihre Jahreszahl. Ich war nämlich noch nie im Schloßhof.

Die zehn Schornsteine ziehen mich morgens als erste ans Fenster. Es muß nun gesagt werden, wie sie in der Vormittagssonne aussehen. Auf einem Berge steht mein Häuschen. Mit einem kleinen weißen Balkon. Von dem sieht man morgens herab — im Nachthemd. Kein Mensch merkt es. Die zehn Schornsteine haben einen sofort gestellt. Das fühlt man. Aber man sieht zuerst noch nicht hin. Sondern äugelt erst ein wenig am Malakoff umher, wo der Bismarckturm den Wald verschandelt. Oder schaut auf die Mozartstraße, ob Minchen Feifar schon Wäsche aufhängt, ob Frau Iselin schon im Garten sitzt. Und da kann es passieren, daß die Augen sich in schläfrige Bilder verlieren. — Wenn nicht die zehn Purpurroten plötzlich daständen. Und so sehen sie aus: wie geronnene Feuerflammen. Die schwingende Heißluft über dem grünen Hügel läßt sie schwanken, und Rumpf und Rauch verzittern in eins. Peacock und Abo und Aglaja sind jung. Ihr dreistes Rot macht nicht bange. Aber erschütternd krümmt sich die schwarzrote Linie der Alten nach oben. Schmurr-

jahn und Neunauge, zumeist aber Fumfei, der älteste aller, dessen dicker Kopf sich dem Entfernten in die Ruinen der Lobedaburg verwühlt, — Fumfeis nackender Leib, wie ein gefrorener Celloton zittert er nach oben. Die zehn Schornsteine sind ein Orchester des lieben Gottes.

Es herrscht eine hundertfältige Mannigfaltigkeit unter dem Rauch der Zehn. Daß Peacock immer weiß raucht, ist ja Lüge. Vielmehr kommt es ganz auf den Fraß des Feuers an, das in ihm wühlt. Gute Nußkohle raucht fast gar nicht (glaub ich). Grus aber erzeugt schwarzes Gewühle. Immerhin, woher kommt das weiße Quälmchen? — Aber was heißt ein weißes Quälmchen? Gegen den Wald hin oder wenn es blaut, ja, dann raucht es weiß, sieht aus wie eine Flocke vom Hasenbauch und zerfließt in nichts. Aber laßt einmal gelbe Gewitterwolken über Lobeda liegen. Dann wird das weiße Quälmchen rötlich, oder laßt bei Tagesgrauen die Saalenebel bis um die Zehn kreisen, dann leuchtet es fast silbern, wie ein züngelndes Schwert. Wer will den Rauch der Zigarre bestimmen? Die Sekunde wandelt Weiß zu Grau und Blau zu Grün. Wenn du Zigarrenasche vor ein durchleuchtetes Glas Burgunderwein legst, dann glüht sie. Wenn ich an Lachmann und an Ede Hielit denke, wird mir Frau Iselin wie ein Scheuertuch. Also bergen auch die Zehn ihre Köpfe in tausenderlei Reichtum.

Heute morgen sah ich von der Arbeit auf. Die Frage war, ob Kants dritte transzendentale Idee wirklich gleich der Hypothese der reflektierenden Urteilskraft zu setzen ist. Es ging ein sanfter Wind. Wie deuchten mir die

Zehn? Wie zehn Lanzenschäfte, die mit ihren wehenden Fähnlein in dem grünen Hügel staken. Aber noch etwas Seltsameres kam nachher. Irgend eine wahnwitzige Windwelle mußte sich verirrt haben. Sie fiel nämlich von Lichtenhain schräg auf die Schornsteine herunter. So kam es, daß ihre wehenden Seelen schnurgerade links nach unten ins Saalgebüsch glitten — ein Anblick, der mich sehr ängstigte.

Nicht zu verschweigen ist, daß die Zehn ihre Konkurrenten haben. Nicht der kleine Butt, der hier unten im Mühltal hockt. Er besitzt freilich eine unvergleichliche Dampfpfeife — von einer Inbrunst der Stimme, wie ich sie nur einmal in meinem Leben hörte, bei unserer Sturmfahrt über den Atlantischen, als wir noch zu Pfingsten nach Hause wollten und nun in jedem Anlegehafen — auch wenn es schon spät in der Nacht war — sehnsüchtig und schamlos laut nach dem Zollrevisor tuteten. Aber ich sehe, daß die kleine Dampfpfeife hiermit nicht abgetan sein darf. Also man sitzt mittags bei gesenkten Jalousien und arbeitet. Etwa über die Frage, ob Sören Kierkegaards Christentum nicht ganz kommune Rache war. Plötzlich fängt in der Luft etwas an zu würgen. Dann krächzt es unbeholfen und trompetet, — aber das Helle behält die Oberhand — ein kleiner Riß noch — ein Ansatz — dann segelt der Ton breit und voll wie ein sicheres Luftschiff durch den mittäglichen Raum. In den Gehirnen der Arbeitenden löst er Befriedigung. Die Frauen ermuntert er zu letzter Eile. Ein anderer wieder sitzt und sieht sich Bilder aus dem Ton, die Brückenschenke von Oporto, die schöne Frau von Santos, und als wir dann Pfingstabend

siegend bei Blankenese vorbeituteten . . . Aber dieser kleine Schornstein im Mühlthal ist, wie gesagt, gar nichts gegen die Zehn. Aglaja allein nimmt es mit ihm auf.

Hier schiebe ich ein, daß ich alle die Schornsteinnamen, die niemand außer mir kennt, und die mir allein gehören, an Karen Krohn verschenke — nur darum, weil sie neulich in den harten Brief noch eine kleine Rosenknospe steckte.

Vielleicht glaubt jemand, daß die drei Zeißschornsteine die Konkurrenten sind? Durchaus nicht. Mit der merkwürdigen Eisenhaube, die sie tragen, könnte man sich ja noch aussöhnen. Aber erstens sind sie gelb, zweitens liegen sie auseinander, schließlich rauchen sie zu selten. Diese drei sind wie unfruchtbare Frauen. Man hat nur Mitleid mit ihnen. Zu alledem sagt mir Frau Patzer vor ein paar Tagen, daß der eine zur Waschküche der Klinik gehöre . . .

Natürlich handelt es sich um die Schornsteine der Zementfabrik in Göschwitz. Um keine andern. Die Zahl erkennt man nicht. Es ist alles voll von weißem Staub und schwärzlichem Dunst. Zudem liegen sie eine Station weiter. An Wucht des Eindrucks nicht unebenbürtig, ermangeln sie doch völlig des Befreienden. Wenn Abo, Peacock und Suttje loslegen mit dem Rauch, ja, das ist, wie wenn der liebe Gott Fresken malt. Man sieht genau den Ansatz und schlägt sich auf den Schenkel. Die Göschwitzer haben zuviel Kalkgruben oder sonstige seltsame Halbbauten zwischen sich. Wie bei Schriftsetzer Schultze hinter den Höfen ist es: alles durcheinander und vorquer. Aber die Hauptsache, die ihr noch nicht

wißt, ja, das, was meinen Zehn erst sozusagen ihre ganze Würde gibt, was sie zu Abgesandten gewissermaßen des Königs der Schornsteine macht, ist dies: daß sie zu einer Glashütte gehören. Glashütten sind die Mystiker in der Wirtschaft. Sie drängen am lebhaftesten in das Gebiet der Seele. Manches Glas ist viel feiner gezogen als ein Geigenton.

Nun seht doch bloß, wie sie in dem Nebel stehen. Hingeworfen, zitternd, bald da, bald nicht da — wie die Form der künftigen Statue, die der göttliche Leibniz in den Marmor schaute.

Die Geschichte der Zehn spiegelt sich in ihren Gebärden wider, von des Erstgeborenen Fumfei schwerem Stolz bis der jungen Aglaja koketter Schlankheit. Schmurrjahn, nicht so hoch und mittleren Alters, hat zwanzig Fuß über der Erde einen Ring. Damals mußte er ein Jahr warten, bis weiter gebaut wurde. Es war schlechte Konjunktur.

Um die Menschen kümmern sich die Schornsteine wenig. Ihre ewige Freude ist die Arbeit. Nur daß sie sich hin und wieder im Spiele der Wolken ergötzen.

Übrigens schimpft ja auch alles auf sie. Außer Heini Krogmann von der jungen Garde und dem Maler Twesten mit dem gebrochenen Auge hat noch nie jemand einen freien Blick auf sie geworfen. Zum Beispiel Sonnabends nachmittags geht eine Professorengesellschaft über die Kernberge — den Punkt, wo sich die Zehn darbieten in einer Manier, daß man an Absicht glauben könnte. Professor Tümpel lobt die „entzückende Linie des Ammerbacher Forstes". Dabei streift sein Brillenauge die Zehn. Er kann es sich nicht verkneifen, ihnen

noch rasch eines auszuwischen: „Die verflixten Essen ...“ und so weiter. Was meint ihr wohl, daß die Zehn dazu tun? Kaum, daß sie den Rauch unwilliger wirbeln als sonst. Die ersten fünf, die sich, von den Kernbergen aus, orgelpfeifenartig aneinandertürmen, haben das Gekrächze überhaupt nicht gehört. Schmurrjahn aber, den am wenigsten sinnigen unter ihnen, kümmert es so wenig, daß er ruhig fortfährt, mit seinen Fühlern scherzend Aglajas weißes Feierabendseelchen zu umkreisen. Die Zehn sind sich eben ihrer Würde bewußt. Als Pioniere und noch nicht Verstandene. Sie weilen unter uns wie Prototypen. Wer verlangt, daß der Rabe ein Luftschiff achtet?

Manchmal werden sie auch von Leuten gelobt, die nur so tun. Meint ihr, sie würden stolz davon? Wenn sie gehört hätten, was neulich ein Bursche wie Assessor Greller zu ihren Gunsten gesagt, ich glaube, sie hätten ihr Schweigen gebrochen und eine Riesenlache aus ihren Schlünden gehustet.

Nur wenn sie von Twestens Blick sich gebannt fühlen oder wenn Heini Krogmanns kluge Augen sie als ein Symbol der Revolution ergreifen, dann geht ein Schauer durch ihren steinernen Leib, und ihre Seele schießt wollüstig aus ihrem Munde.

Gestern waren die Zehn in dickem Rauch verborgen. Die Luft drückte schwer. Der Himmel gespannt voll Angst. Den ganzen Tag drohte was. Aber es geschah nichts.

Wann werde ich die Schornsteine ganz verstanden haben? Wenn sie mir wie Bäume werden. Wenn ihr Rauchen mich zu stiller Ehrfurcht zwingt, wie der Rauch der Berge nach Sonnenaufgang.

Wie ist es denn nachts mit den Zehn? Nachts glüht dort das Violonlicht. Vielleicht ist der Name falsch. Aber was tut's? Violonlicht ist blau. Aber was ist blau? Gletscher und Trinkernasen sind auch blau. Nun, Violonlicht hat das Blau eines Böcklinschleiers, an Schwefelflämmchen erinnert es mich und an den Rock der Amsterdamer Dirne. Manchmal hört man sachkundige Leute darüber reden. Quecksilberlicht, sagen sie, zur Probe, ganz neu erfunden. Ich sage, die roten Mohnblumen bei Goßfelden sind nachts schwarz. Der wolkenlose Himmel verliert nach zehn Uhr seine Bläue. Welche Kraft der Bläue muß also in diesem Lichte ruhen! Seht nur, wie es blau gegen die Schornsteine schlägt, daß sie zu mythischen Wesen werden ...

So etwas sieht man freilich mit bloßem Auge nicht. Mit bloßem Auge, ja, da sieht man nichts als ein paar blaue Punkte. Man kommt z. B. mit seiner Schwester abends durch den Landgrafenwald, der hoch oben liegt. Plötzlich steht man am Rand. Tief unten wogt mit ihren Lichtern die Stadt wie die Brust einer geschmückten Frau. Und da mit einem Male hat's einen gefangen! Das blaue Violonlicht! Fünf oder sechs tiefblaue Lichter im schwarzem Felde. Aber nichts von Schornsteinen. Fünf oder sechs Punkte, sonst alles dunkel.

Wohl aber, wenn man mit dem Nachtfernrohr auf dem Balkon steht. Dann stehen sie da, nicht bläulich, sondern violett, wie die Tannen vor einem leuchten, wenn die Sonne im Rücken untergeht. Da passiert es wohl gar, daß man einen über den Hof huschen sieht, wenn sie gießen. Ich habe das nie gesehen, wenn sie gießen.

Wißt ihr, wie Weidenstümpfe in hellen Mondnächten aussehen? Dann wißt ihr noch lange nicht, was das heißt: schlanke Essen in hellen Nächten. — —

Da lag Selene, die Göttin des Mondes, hinter dem Jasminbusch auf der Wiese, der gleich hinter der Glashütte grünt, und sie hatte ein paar Zweige auseinandergebogen und sah, wie hinter den Scheiben die Männer das Glas gossen. Und sie lag mit einem Mantel, der sah violon-blau aus wie der der Holländer Dirne, und ein Leuchten ging von ihren Augen aus, als seien sie Glühkäfer. Aber Glühkäfers Leuchten ist nicht fröhlich wie Finkenschlag.

Durch die Luft, mitten zwischen Suttje und Schmurrjahn hindurch, fuhr ein leise Stöhnendes, mit Fledermausflügeln, herab. Schwarz, unheimlich schwarz, und seine Lichter glühten: Hephästos. Im Augenblick, da er einfuhr, ging ein Ruck durch die Glasglut, als wollte sie alles zu Feuer wandeln. Aber die Essen standen stumm und stolz. Hephästos kam von Kahla und Göschwitz herüber. Vorher war er in Saalfeld gewesen. Er trieb sich von einer Esse an die andere, unruhig, als ob er etwas suchte. Schon ehe er landete, hatten Selenes schimmernde Augen ihn getroffen, und er hinkte zu ihr in den Busch.

Hühs em rop — een — twee — dree — hüo!
Hühs em rop — een — twee — dree — hüo!
Ein Hamburger Auslader kommandierte den Takt.

„O Hephästos", sagte Selene, und das Licht ihrer Augen verschleierte sich, „dein Reich ist groß. Schon bedeckst du das Antlitz des Zeus mit schwarzem Ruß

und täglich bändigst du Vater Poseidon. Warum aber zwingst du die elenden Sterblichen auch nachts in dein ehernes Netz? Warum schmutzest du mir meine silbernen Nächte? Siehst du nicht meine weißen Strahlen in den Ruß dieser Essen treffen? Siehst du nicht, wie sie verwirrt zurückweichen und klagend um diese eisernen Stämme kreuzen? Ach, Hephästos, bist du nicht jetzt schon König über uns alle?"

„Selene", sagte Hephästos schwer atmend und ließ ihr silbernes Haar durch seine Finger gleiten, „Selene", und eine glühende Träne zischte in das silberne Haar, das in der schwarzen Hand lag, „mein Königreich ist eine Sage geworden. Sie verehren nur noch das Feuer des Prometheus. Siehst du nicht, o Selene, daß wir sterben?" — —

Nun habe ich die Violonfarbe ganz heraus: Wie die blauen Wellen in der Geißlerschen Röhre. So sind sie und nicht anders.

Bevor ich nun das Größte erzähle von den zehn Schornsteinen, ihr Göttliches, das, womit sie höher reichen als mit dem übermütigsten ihrer kletternden Rauchwölklein: — Alles, was hier über die Zehn steht, ist gesehen von dem Fenster im Weinberg. Aus den Wänden heraus, die beschmiert sind mit Karen Krohns Namenszeichen. Vielleicht ja, daß die Zehn von drüben eine komische Wirkung tun. Vielleicht ist ihr Anblick von Wenigenjena aus mitleiderregend, wie der der unfruchtbaren Drei. Alles ist nur gesehen aus Karens Seufzern heraus. Wenn man aus dem Weinberg steigt, wird es Lüge. — Ferner: Als ich vor ein paar Wochen morgens aufstand, war da plötzlich ein elfter Schornstein. Winzig naturgemäß und fast gar nicht zu merken.

Trotzdem überragte er nach vierzehn Tagen alle andern. Aber ich habe ihn nicht mit eingerechnet. Denn er hat noch gar nichts gesehen. Darum trägt er auch keinen Namen. Er ist wie ein Neugeborener.

... Am Abend vorher waren sie wieder ganz in Rot. Als ob man sie in den Abendhimmel getaucht hätte, und nun leckten sie ab! Ich ging ganz ruhig zu Bett. Zum erstenmal träumte ich von den Zehn. Und zwar so: die fünf links, die so staffelförmig dastehen, gingen einfach weg. Die Chaussee stampften sie hinauf bis zur Ammerbacher Platte. Dort standen sie in blauem Violonlicht. Abo ein wenig vor. Ein Windstoß schlich über ihren Kopf. Das klang wie Orgel. Plötzlich fuhren zwei glühende Augen aus dem Wald, ein Rascheln, ein Schlagen von Flügeln, ein eherner Schrei — und die fünf stürzten über den Abhang und die Wiesen durch die Jasminbüsche hindurch auf ihren Platz.

Tags drauf war eine Sommerwagenpartie mit Weißgekleideten. Ich mag sonst nur die sehr Jungen. Aber diesmal war es Jela Klockmann. Das ist die Sechsundzwanzigjährige mit dem Gainsboroughhut, und die einem immer von der Seite antwortet. Es war nichts weiter, als daß ich so neben ihr ging und mich freute, wie sie so ruhig ist, während ich immer umherzappele und nach einem Schwerpunkt suche.

Ich komme nach Hause — nicht im geringsten betrunken. Nur müde und flimmerig vor den Augen. Ich setze mich auf den Balkon und sehe in das blaue Licht. Einen Kilometer weit ist es vielleicht. Ein ganz klein wenig Regen fällt. Ich bleibe.

... Da beginnt allmählich das blaue Licht die Essen zu umglühen. Von unten fängt es an. Und glüht sich hinauf, Stein bei Stein, bis in die Spitze. Bis daß zehn Riesenstangen glutblau durch das Dunkel glotzen.

Als ich dies sah, war ich noch frei. Ich hätte mich herumwerfen können und das Ganze von mir wälzen. Aber ich sog es an mich wie bei der Narkose: Man atmet das süße Nichts wollüstig in sich hinein.

Denn die zehn Blauen fuhren in ihren Rätseln fort und begannen sich zu neigen, gerade zu mir. Langsam. Aber nicht in Ehrfurcht. Drohend langsam senkten sich ihre Köpfe gegen mich. Jetzt stehen sie still. Ich sehe in ihre Schlünde. Wie in zehn runde Mäuler. Inwendig wühlt es rot. Zehn Kanonenrohre sind es, nichts anderes. Bum — da hüllt eine Rauchwolke Abo ein. Ein Rascheln in der Luft links von mir. Der Rücken ist mir Eis. Ich reiße den Kopf herum. Ein Unförmiges, Schwarz-Rotes ringelt sich in der Luft und fällt klatschend in Wellers Garten. Bum — und aus Peacocks Schlund fährt ein Gleiches, und Bum, Bum, Bum kracht es aus den Zehn gegen mich los, und immer wühlt es um mich in der Luft und klatscht hernieder. Bis plötzlich ein Schlag alles erschüttert. Wahnsinnige Stille. Die Rohre werden bleistiftklein, die Schlünde zu Pünktchen, das Blau verlischt — und da schwebt sie auch schon auf mich los, aufrecht, die Hände wie damals in den Nacken gelegt, mit Karens Leib und Haar und Mund, und von oben bis unten in dem roten Gewand. Die rote Frau von Kap Frio.

Wie damals auf dem Auswandererschiff: Sie stellt

sich vor mich hin, ich liege im Stuhl und weiß genau, was sie will.

„Lieber Köster, ich sah dich lange nicht."

Schweigen.

„Lieber Köster, ich komme dich zu erinnern."

„Vielleicht an meine Pflicht?"

„Nein, an deine Seele."

„Meine Seele, die freute sich heute an Jela Klockmann."

„Du lügst, Köster."

„Aber an dem roten Wein und an der roten Sonne."

„Du lügst, Köster."

. . . Liebe Seele, ich möchte nicht mehr zu dir, . . . weil ich endlich fröhlich werden will."

„Deine Fröhlichkeit ist Lüge. Ich komme nur, wenn du mich rufst."

„Ich rief dich nicht."

„Aber ich lockte dich in den Schornsteinen."

„Weißt du denn, daß ich Rika Sellschorp neulich den Schopenhauer auf die blanke Brust gelegt habe?"

Schweigen.

„Und daß ich das mit noch ganz andern Büchern machen werde?"

Schweigen.

„Und was die Essen anbetrifft, so liebe ich sie, weil sie schön sind."

„Du liebst sie gar nicht, sondern suchst ihre Drohung mit Schönheit zu besänftigen. Köster, du lügst jeden Tag mehr."

Schweigen.

„Köster, ich erinnere dich an den Morgen hinter den

Höfen, wo du über den alten Mann weintest, an den Tag, wo du in Heidelberg den Kindern Kupfer warfst und nachher nicht schlafen konntest. Und an das Grab auf Nörrebro, Köster, und an ..."

„Was soll ich denn tun?"

„Du sollst wieder Köster sein."

„Nicht Mensch?"

„... Nein."

„Was denn?"

„Ein Werkzeug Gottes. Eine kleine Feile nur. Ein Nagel, dem man noch obendrein draufschlägt. Fast überflüssig, aber dennoch gezeichnet."

„Ich weiß es."

„Manche ruft Gott in den Königskerzen, andere durch die Schornsteine. In den Schornsteinen ist mehr, als du von außen siehst."

„Darf ich nicht mehr roten Wein trinken morgens um drei Uhr, wenn Lachmann die As-dur-Polonaise spielt?"

„Du solltest fragen, ob du es willst ..."

„Meine liebe ... liebe Seele, was soll ich denn?"

„Alles Schöne verachten, wie deine Seele dir befiehlt."

„Ja, das tut sie."

„Und die Menschen verachten und Gott rächen."

„Wie?"

„Und dich unter die Seelen aller beugen und beten."

„Ich bete noch ..."

„Du lügst."

„Soll ich es bald?"

„Ich komme nur noch einmal wieder ..."

„Aber wenn ich nun nicht will, sondern bei Jela

Klockmann bleiben? Du, ich sah eine Frau letzthin tanzen ... mir kamen die Tränen, so schön."

Schweigen.

„Dann darf ich auch nicht mehr Geschichten schreiben?"

„Nein, vielmehr Flugblätter gegen den Mammon, und gegen die Gewalthaber sollst du reden und die Menschen verachten, auch die du lieb hast ..."

„Ja, das will ich ... nichts mehr dichten."

„Denn, lieber Köster, frage doch deine Seele, was ist denn das Dichten?"

„Eine Freundlichkeit für die Menschenkinder."

„Nein."

„Ein schöner Traum, um den Kummer damit zu vergessen."

„Nein."

„... Ein schädliches Schlafmittel für alle Kämpfenden."

„Nein."

„... Lüge!"

„Ja."

Von der kleinen Fabrikpfeife wachte ich auf. Ganz verklammt. Der Regen hatte mich durchnäßt. Die Pfeife krächzte zuerst und trompetete, — aber das Helle behielt die Oberhand — ein kleiner Riß noch — ein Ansatz — dann segelte der Ton breit und voll in den Morgen.

All'ns muß



loß weil der Paster sagen tut, daß ich was for die Wissenschaft damit tu, schreib ich dies hier auf. Denn wenn ich auch nich viel gelernt hab in der Schule, so bin ich doch immer for die Wissenschaft gewesen. Das sagte all meine Mutter: Heini soll Lehrer werden. Meine Mutter war ziemlich klug.

Da is nun nix draus geworden. Abers wer glaub, das ich Angst hab, der irrt sich. Ich sag einfach: Das is Natur. Das is logisch. Da is nix bei zu machen. 'n Gott gibt es nich. Da kann sich jeder in dem lüttjen Buch von John Most drüber belehren: „Die Gottespest." Und daß ich Thedje Swartkopp mit der Eisenlasche runtergehauen habe, das is auch ganz einfach Natur. Das is logisch.

Der Paster hat mich gefrag, ob ich das noch mal tun könnte. Was 'ne Frage! Natürlich! Wenn mich das wieder ankommt, dann mach ich noch ganz annere Dinger. Das is doch ganz logisch. Un da will ich mit anfangen. Morgen um diese Zeit ist all'ns zu Ende.

Ich soll aufschreiben, sagt der Paster, was ich von mein Leben weiß und wie das all'ns gekommen is. Dazu sag ich, das kann man nich wissen, abers ich will ihm den Gefallen tun und aufschreiben, was ich mir erinnern kann.

Wir haben gewohnt in Lieschengang und mein Vater

is zuerst an der Kai gewesen. Da ist er rausgeschmissen worden, ich glauben wegen Strike oder so was. Er ist bannig scharf gewesen. Einmal hat er den Kaiaufseher ein ans Maul gehaun. Abers deswegen is er nich rausgeschmissen. Das is lang davor gewesen. Mein Vater is denn auf Protektion hin an' Reiherstieg angekommen. Abers dies is der Anfang von sein Ruin gewesen. Insofern nämlich, als er hier eine Deern kennen gelernt hat, die hat ihm den Kopf verdreht, un denn is er bald gar nich mehr nach Hause gekommen abends. Und ne kurze Zeit achterher is er auch auf 'n Reiherstieg rausgeschmissen worden, und denn haben wir nichts mehr von ihm gehört. Als ich noch nich konfirmiert war, da hat er mal 'ne Zeit lang Gläser gespült bei Schacht. Das is mein Vater. Ein Mann, sag ich, gar nich so schlimm, as sich das so ausnehmen tut. Abers das hat nu mal nich sein sollen. Und was nich sein soll, das soll nich sein. Ich hab früher bannig geschimpft auf mein Vater. Abers heute — heute sag ich gar nix. Ich sag bloß: Dar hilft gar nix gegen. Das is all'ns logisch.

Das hab ich ja sonst auch nich gewußt. Abers ich sag dir, Paster. Sitz man mal so wie ich hier. As in der Verhandlung der Staatsanwalt für das Schuldig plädieren tat, da hab ich ihm das angemerkt, aus sein Gesicht und aus seine Wörder, er konnte nich anders, er muß das so.

Meine Mutter, das is ne schöne Frau gewesen. Ich glaube, sie konnte das Geld nich ordentlich zusammenhalten. Abers schön is sie gewesen. Sie hatte 'ne Nase, so fein — und dörchsichtig. Und sie war immer

smuck, wenn sie was einholte. Ich weiß noch, auf meine Konfirmation, as Vater all lang weg war, da hat sie getanzt abends bei Reimers. Und keine Tour gesessen, sondern immer darmang. Und sie war sechsunddreißig. Sie ist gestorben, als ich das dritte Jahr mit der Liguria weg war auf wilde Fahrt. Woran sie gestorben ist, das hab ich nich rausgekriegt. Wenn ich jetzt an ihr denk, denn sag ich: Is schad um die Frau. Sie konnte was. Aus ein alten Hut, da konnte sie ein ganz neuen machen, daß alle Leute sich wundern taten. Un dann konnte sie jeden Spaß vertragen. Und die Mannsleute sind immer achter ihr hergewesen. Un das is schön, wenn eine so gefeiert wird — find ich. Abers sie sollte nu mal nich länger leben.

Das is auch wegen der Kleinen schade gewesen. Ich war ja all lang groß. Abers meine zwei Brüder Karl und Albert und meine Schwester Trina, die waren noch all in der Schule, und for die drei wäre es auch besser gewesen, sie wäre nich so früh tot geblieben. Abers mit den Tod is das ja auch ganz logisch. Ich hab es gelesen in Dodel „Leben und Wissenschaft". Da steht das all'ns ganz klar in. Karl is der einzige von uns, der sich ein bischen rausgemacht hat. Er hat kaptuliert un is ins siebte Jahr bei die Ulanen in Straßburg. Albert verkloppt Uhren bei Blohm und Voß. Trina kommt heut nachmittag, sagt der Verteidiger. Sie will mir Adjühs sagen. Am liebsten wär mir das, wenn sie nich kämen täte. Denn das gibt doch bloß Heulerei. Und 'ne Frau versteht das doch nich, daß das all'ns so sein muß, wie das is. Sie sagt vielleicht, ich sollte noch ein Gesuch machen jetzt. Und das geht doch all'ns

nich mehr. Sie versteht gar nich, daß das nu einfach is wie dat is, daß das gar nich mehr zu ändern is un daß das ganz bestimmt kommen tut. Trina hat die feine Nase von unsere Mutter. Ich hab ihr zuletzt vor'n halbes Jahr gesehn, abers ob sie schon so weit runter is as Kuddel meint, das kann ich nich sagen.

Das is unse Familie. Nich die schlechtste, glaub ich. Man muß bloß nich so gau an zu schimpfen fangen. Man muß das von binnen ankieken — segg ick.

Um nu gleich von mir anzufangen, so will ich von den Mord und all'ns, was damit zu tun hat, gar nichts verzählen. Abers auch rein gar nix, Paster. Hörst du? Gar nix. Was ihr rausgekriegt habt, das habt ihr rausgekriegt. Ich sag gar nix mehr dazu. Nee, nee, Paster, gar nix. Das soll achter der Wand blieben, un achter den Redder un deep unnen in den Kuffer binnen.

Bloß ein paar Erinnerungen will ich aufschreiben, was ich gesehn habe und durchgemacht. Nich viel. Bloß was mir so einfällt.

Ein von die gräsigsten Geschichten, die ich erlebt hab, un wo ich immer hab an denken müssen diese Tage, war die mit der Deern aus Buenos-Ayres. Einmal sind wir nämlich in Buenos-Ayres gewesen. Maandelang. Und da wollte ich mich eines Abends mit einer lüttjen Deern treffen vor Aues Keller. Ich hab geteuft und geteuft. Endlich is sie gekommen. Abers mit'n Engelsmann an' Arm. Sie konnte so 'n bißchen Deutsch und hat gesagt, ob ich nicht mit jem gehn wollte. Ich hab das getan. Wir drei sind denn losgegangen, sind hier eingekehrt und da und haben überall ein gehoben. Zu-

letzt sind wir ganz buten in' Kamp gewesen, un die lüttje Deern hat sich bannig über uns gefreut. Denn wir waren von dem Wein bannig warm geworden und jeder von uns wollte ihr gern haben. Und sie hat das gemerkt un hat jümmer gelacht und gelacht. Denn sie dachte, sie wär baben op von uns.

Wir haben dann unter nem Baum gesessen. Un da is es losgegangen. Wenn der Engelsmann ihr anfassen tat, dann wollte ich das auch und so sind wir immer aneinander gewesen. Abers bloß mit die Augen.

'n paarmal haben wir auch geschnackt. Die lüttje Deern hat immer darmang gesessen un bald den gekitzelt un bald den, un das is immer schlimmer geworden. Zuletzt haben wir Mannsleute ganz rote Gesichter gekriegt, und wenn die Lüttje lachen tat, dann is uns das immer dorch un dorch gegangen.

Was sollten wir machen? Ja, was meint ihr wohl, was wir gemacht haben. Tot haben wir die lüttje Deern gestochen und sind dann ausgekniffen.

Und das is ganz von sülms gekommen. Ob ich angefangen hab oder der Engelsmann, das weiß ich nich. Das is abers auch gar nich die Hauptsache. Die Hauptsache is, als die lüttje das mit eins merken tat. Sie hatte doch jümmer gelacht. Und da mit eins, in 'n ganz kurzen Momang, da hat sie das begriffen. Ich glaube, sie hat gemerkt, daß wir beide uns mit eins nich mehr so angeschult haben, un daß sie nich mehr baben op weer; sondern daß wir ihr ganz in unse Gewalt hatten un daß wir uns ganz einig waren. Un das is das Gräsigste, was ich in mein ganzes Leben gesehn hab: Ihre Augen. Eben hatte sie noch gelacht. Un

nu plötzlich diese Augen. Ganz entsetzlich. Das is mir dorch und dorch gegangen. Abers tot haben wir sie doch gemacht. Der Engelsmann hat ihr ein an Kopp gehaut, daß sie still war. Un dann haben wir ihr uns Meß in die Brust gestoßen un sind weiter gegangen. Abers nich zusammen.

Ich schimpf gar nich auf mir. Ich sag, was kommen tut, das kommt. Wie Frühjahr un Sommer. Da hilft das Schimpfen gar nix. Un bang sein auch nich. Ich bin auch gar nich bang. Ich hab die letzten Maande Zeit genug gehabt, darüber zu grübeln. Denn ich wußte ja von Anfang an, als ich hier gesessen hab, daß ich geköpft werden soll. Als man mich zu fassen hatte, die erste Nacht, ja, da hab ich auch banniges Gruseln gehabt. Abers lang hat das nich gedauert. Un ich sag: So is das überall. Wenn wir sehn tun, daß das gar nich mehr zu ännern is, dann sünd wir ganz still mit eins. Ich hab gar kein Angst. Ich sitz manchesmal un kuck auf irgendein Fleck. Un denn is mir das, as ob mein Wesen mir daraus entgegenkuckt, ich mein, was mir bevorsteht. Abers ganz stüll un sachte. Un das letzte bischen Angst sackt denn weg. Dies Gefühl hab ich früher nich gehabt.

Um abers wieder von mein Leben zu verzählen, so verzähl ich hier bloß, wo ich diese letzten Maande öfters an denken tu. Das meiste hab ich natürlich vergessen. Also einmal sind wir an Kap Horn gewesen mit der „Alster". Uns Kochsmaat war ein Spanschen. Ich weiß nich, was ihm gefehlt hat. Abers eines Morgens haben sie ihn ins Lazarett gelegt. Er war ganz geel. Vier Tage achterher is er tot gewesen.

Das is auch so was Gräsiges, was ich gesehn hab, als sie ihm ins Wasser schmeißen wollten. Das ging nämlich nich so gau. Sie hatten von der Reeling ein Stück rausgenommen un hatten die Leiche lang hingelegt, so daß sie ihr man bloß von der Seite 'n bischen zu schieben brauchten, un dann lag sie unten. Das wollten sie auch. Als wir nu gebetet hatten, da haben zwei Matrosen das Brett ganz an' Rand geschoben. Die spansche Flagge, die war darüber, wie jümmer, wenn einer aus der Fremde stirbt, wird er unter seine Flagge beerdigt. Un nu haben sie das Brett angestoßen un sich gedacht, daß das unter der der Flagge wegsacken sollte. Abers da is der Kopp von der Leiche unter den untersten Vorsprung von der Reeling gekommen un hat sich da festgesetzt. Die Leiche konnte also nicht hendahl. Als sie also die Flagge wegzogen, da griente uns der Kopp von der Leiche, der sich aus den Segeltuch herausgedrängelt hatte, mit offenen Mund an. Was war zu machen? Ich wundere mir noch jetzt immer, wenn ich da an denk, abers das Beste war es wohl doch. Unser Bootsmann Störmer nämlich als Elsfleth, der nahm sich Kurage, ging an die Leiche und trat mit seinen langschäftigen den toten Kopp ins Gesicht, das es ein Krach gab, un er zusammensackte, un denn fiel er auch schon hendahl. Kein Mensch sagte was. Bloß einer von den Jungens konnte sich nich halten und lachte los.

Ich weiß nich, warum mir heut grad diese Döntjes einfallen, abers ich seh das all'ns noch ganz klar.

Wenn ich nu noch an ein' Gott glauben täte, dann könnte ich jetzt beten. Mein lieber Gott. Ich hau jetzt einmal an die Wand. So.

Nu gib mir doch bloß 'n lüttjes Zeichen. Du brauchst ja gar nich ebenso doll zu haun. Bloß 'n ganz bischen.

Nix kannst du, gar nix. All'ns was sie von dir sagen, das is immer so von achter herum. Sag doch mal was! Ne Eule kann heulen. Abers du kannst gar nix.

Ihr meint wohl, ich hätte nie gegrübelt? Ganz bannig habe ich gegrübelt. Abers mit den lieben Gott bin ich bald fertig geworden. Wir haben 'ne Tour gemacht nach'n Zoologischen. Jeder konnte sich Geld mitbringen, soviel er wollte. Wir hatten nix. Abers meine Mutter, die hat mir doch was gegeben. Fufzehn Pfennig hat sie mir mitgegeben. Da sollte ich mir 'n Glas Milch für kaufen. Wir haben denn rumgejachtert. Ich weiß ganz bestimmt. Bei'n Eulenhaus, da hatt ich sie noch. Abers als wir bei Anton den Elefant kamen, da wollte ich ihm aus Spaß fünf Pfennig hinhalten, un da hatt ich jem nich mehr. Da bün ich zurückgelaufen und hab den ganzen Weg abgesucht. Es war gar nich lang. Un hab immer geheult und gebetet darbei. Un hab den lieben Gott da an erinnert, an meine lüttje Modder un daß ich mir Milch dafür kaufen sollte. — Nix, gar nix kann er. Ich habe gelacht achterher.

Ich hab gar keine Angst vor em, as wenn das noch achter den Tod noch was geben täte. Er kann ja noch nich mal fufzehn Pfennig zeigen, wo sie liegen.

Früher hab ich die Pasters gar nich leiden können. Da hab ich noch den „Atheist" abonniert, un mit achtzehn Jahr hab ich mal ein Paster von Michaeli mit annern zusammen mit Steine geschmissen. Abers heut sag ich gar nix mehr.

Sie können nix für jemmer Ansicht. Wir alle können nix für unse Ansichten. All'ns geht wie das gehn muß, un die Hauptsache is, daß man sich klar machen tut, daß das sein muß, muß, muß. Ach, ich bün ja nich von de Studierten, abers ich wollt euch das all'ns schon klar machen, wie das is, wenn was sein muß.

Das meiste hab ich in London gelernt. In Kommunistenklub. An das meiste glaub ich auch heut noch. Eigentum gibt das eigentlich gar nich. Jeder Mensch is sein Herr. Ich kann machen, was ich will. Natürlich die annern auch. Darum sag ich auch nix dagegen, daß sie mir köpfen wollen. Wenn ich abers könnte, dann wär ich hier ausgerückt. Un wenn ich 'n Browning hätte, denn hätte ich ein von den Gericht niedergeknallt. Abers das is ja all'ns ganz klar.

Ich will noch verzählen, was ich glaub, daß das den Paster interessieren tut. Zum erstenmal bei 'ne Deern hab ich gelegen baben in der Michaelikirch. Da sind wir gewesen mal Sonntags abends in Abendgottesdienst, drei Jungs und zwei Deerns. Wir hatten gehört, daß das da manchesmal all passiert war. Und da haben wir das auch gemacht. Das war 'n halbes Jahr vor meine Konfirmation.

Ich sage da heute gar nix mehr zu. Warum haben wir das nich tun gesollt? Da passiert noch ganz was anderes in de Welt. In Buenos-Ayres, da war ein Büro. Da konnte sich jeder Mann melden, der schön war und stark. Un denn telefonierte der Besitzer an die Damens aus der Gesellschaft, die ihre Adressen bei ihm vorher abgegeben hatten. Un denn kamen sie gau angefahren. Un der Mann kriegte Geld un Wein un

was er haben wollte. Ich bin auch mal da gewesen. Abers der Mann hat mich zurückgeschickt.

Abers ich will den Paster auch was Gutes verzehlen. Die Bibel — nee, ich weiß nich, die mag ich nich. Ich hab in London viel da in gelesen. Abers nee. Das hat mich nich imponiert. Jesus, das is sicher 'n guter Mann gewesen, abers bannig abergläubisch. Nee — abers was ich immer so gern leiden mochte. Das sind zwei Lieder. Das eine steht in der „Kinderlust", was das lüttje graue Buch is, was im Kindergottesdienst gebraucht wird. Das fängt an: Geh aus mein Herz und suche Freud. Und da von der dritte Vers, glaub ich, is es. Der heißt: Die Lerche schwingt sich in der Luft. Das Täublein fliegt aus seiner Gruft. Un macht sich in die Felder. Die hochbegabte Nachtigall. Ergötzt und füllt mit ihrem Schall Berg, Hügel, Tal un Wälder. Ich glaube, so hieß es. Un ich weiß nich, was das is mit das Lied. Abers nachher kommt noch mal „Die unverdroßne Bienenschar" un „Das güldene Schloß" un so. Un das is all'ns so fremdländisch un so merkwürdig — find ich. Ich hab es immer gern leiden gemocht. Ich glaub ja nix darvon gar nix. Ich hab ja bei Büchner gelesen, daß das all'ns ein struggle is. Abers schön is das doch. Das hab ich immer gesagt. Schön ist das.

Un das andere, das is 'n ganz heiliges. Woher das kommt, daß ich das leiden mag, das weiß ich erst rech nich. Das heiß nämlich: Wo findet die Seele. Un da is das der letzte Vers von. Das Rauschen der Harfen. Der liebliche Klang. Bewillkommt die Seele. Mit süßen Gesang. Ruh. Ruh. Ruh. Ruh. Ihr meint wull, ich

glaub was davon? Gar nix. Seele — das is Reibung der Atome. Abers ich sag nur, daß sich das schön anhören tut. Und daß einem ganz komisch zumut wird dabei. Abers glauben tu ich gar nix darvon. All'ns das is ja nich wahr. Wahr un logisch is bloß, was man greifen kann. Die Wand is wahr. Und der schwarze Rock von den Richter un so.

Da fällt mir ein, wovon ich mir noch erinner, daß das großen Eindruck auf mir gemacht hat. Ich hab mal in St. Pauli-Fährhaus gesessen. Da kam 'ne lüttje Frau, setzte sich an mein Tisch, un nachher bün ich mit ihr nach Haus gegangen. Annern Mittag traf ich Quartermeister Nissen. Wir gehn nach Düker an Baumwall un treffen da 'n Freund von ihn, 'n Zimmermann von' Laeisz-Schipp, das heute morgen angekommen is. Wir drei trinken einen und der Zimmermann lad uns zum Abendbrot. Wir kommen in dieselbe Straße, in dasselbe Haus un in dieselbe Tür, als wo ich gestern abend war. Abers die Frau läßt sich nichts merken. Auch zu mir gegenüber nich. Ich hab mir bannig darüber gewundert damals. Jetzt abers nich mehr. Ich hab all bei Frauen gelegen, wo der Mann von achter 'n Vorhang schlafen tat.

Wo un was ich all'ns gegrapst habe, brauch ich wull nich aufzuzählen. Das meiste is ja in der Verhandlung an gewesen un das annere is bloß so bei Gelegenheit gewesen. Ich wul bloß hier noch mal sagen un man soll mir das endlich glauben: Bei Eichelberg in der Elbestraße, da bin ich nich bei gewesen un Willi Fölsch auch nich. Wir sind beide zusammen den Abend erst bei Schacht und denn in die Rote Mühle gewesen.

Thedje Swartkopp — ja, der is nu sieben Maande tot. Un morgen — denn bin ich auch tot. Was is da for 'n Unterschied? Der eine is aufgelauert un mit ne Eisenlasche runtergehaut. Der annere is eingesteckt un mit 'n Beil geköppt. Das is all'ns putt egal.

Einmal, diese Zeit, da bün ich aufgewacht um Mitternacht, un da hab ich geweint. Ich hab nämlich gedacht, wieviel lüttje Deerns nu auf de Welt sünd, von vierzehn bis sechzehn Jahr, un daß die nu öller werden un daß denn die lüttjen Kerls zu jem kommen tun un daß das jümmer so weiter gehn tut, erst lütt un dann groß. Un da hab ich geweint. Abers das war nachts. Ich bün nich bang.

Erst hab ich mich verheiraten gewollt. Abers als ich gesehen hab, wie die Seemannsfrauen uns Männer betrügen tun, da hab ich gesagt: Nee.

Verlieb bün ich bloß einmal gewesen — wenn man dat so nenn kann. Das is gewesen, as ich auf ein von die großen P-Dampers gefahren bün. Da is in de zweite Kajüt 'n Deern aus Wien gewesen. Ich glaub, sie konnte mir auch leiden. Sie weer bannig slank un hatte so was Nasses Blankes ins Auge. Ich weiß nich, wie mir da war. Abers ich bün ganz leicht gewesen in die zehn Tage. Einmal is sie unten mang die Maschinen gewesen. Abers nich bei uns vor den Kessel. Ich hab ihr abers dörch das Schott gesehn. Ich hab auch 'n paar Haare von ihr gehabt. Die hat die Stewardeß for mir gegrapst. Abers jetz hab ich jem nich mehr. Die Deern hieß Luzia Schlesinger. Sie hat ganz hoge Hacken gehabt unter ihre Stiebel.

All die annern Frauen sind Saudeerns gewesen. Ich

hab jem 'n paar mal statt Geld ordentlich verhaut. Abers auch hier sag ich: Was is dabei zu machen? Wir können nix dafür, un sie können nix dafür. All'ns is klar. All'ns muß sein. Auch mit Trina.

Freunde hab ich nie gehab. Zwei Jahr lang hab ich jedesmal, wenn ich in Hamburg an Land gewesen bin, bei dieselbe Deern logiert. Mir haben uns gern leiden gemocht. Abers keine Freundschaft war das wohl nich. Sie hat ja doch man bloß so getan.

Was ich den Paster hier noch sagen wollte. Er glaub gar nich, wie das all'ns anners is, als man sich das denkt. Man muß da bloß erst mal sülms drin stecken. As ich zum erstenmal in' Raboisen gesessen hab, da hab ich auch gedacht: Minsch, hab ich gedacht, nu kannst dich doch nie wieder sehn lassen. Abers all'ns is halb so schlimm. Ich bin nachher bei Dücker gewesen — ganz wie sonst. Un so is das jümmer. Wenn das noch nich is, wenn das noch kommt, wenn man glauben tut, daß das noch anners werden kann, denn is das schlimm. Un denn is man auch bang. Abers wenn das da is, wenn es einen zu fassen hat, un wenn man sich nich mehr rögen un schütteln kann, denn is das mit eins gar nich mehr slimm — find ich. Ich kann wahrhaftigen Gotts sagen, wenn man mir das früher gesagt hätte, ich soll noch mal geköppt werden, ich glaub, ich hätte genau so gedacht as Ihr nu. Abers heute, wo mir der Scharprichter mit die eine Hand all zu fassen hat, heut sag ich: Das is all'ns gar nich so schlimm. Das is ganz klar.

Ich glaub, das is all'ns, woran ich mir erinnern kann, daß das den Paster wohl interessieren tut.

Vielleicht abers noch die Geschichte, die mir 'n Engelsmann mal erzählt hat un die bannigen Endruck for mein ganzes Leben gemacht hat. Da is nämlich einer aus 'n Gefängnis geflücht. Abers er hat noch das blaue Zeug angehabt. Deswegen hat er sich auch versteck. Das war nah bei 'n Dörp. Da hat das nu in 's Dörp an zu brennen gefangen un er hat das gesehn aus sein Versteck. Um Mittagszeit is das gewesen, un kein Mensch zu Haus. Da hat er gesehen, wie eine Frau ganz dicht bei ihn aus 'n Haus gestürzt gekommen is un hat gebölkt un gebölkt um Hülfe for ihr Kind. Das war baben ins brennende Haus. Abers kein Mann is dagewesen. Abers da is der aus sein Versteck gesprungen. Rein ins Haus un hat nach lange Arbeit das Kind gekriegt. As er nu unten ankam, ganz swarz und angebrannt, sünd schon mehr Menschen dagewesen. Auch 'n Gendarm. As der nu sein blaues Zeug sah, hat er ihn sofort verhaftet un mitten dorch die Menge abgeführt und` keiner hat was gesagt dagegen.

Wat seggst nu, Paster? Ach, da fallen mir noch 'n Berg Döhntjes ein. Aber's all'ns zu verzählen hat ja kein Zweck. Ich sag bloß hier an' Schluß noch einmal, Paster. Ich kam da vielleich besser durchkiecken as ihr alle, weil ich all 'n Halbtoter bin. Un weil ich gar nich bang bün. Ich sag. Die ganze Maschinerie hat Reparatur nötig und die Welt hat sich an manche Stelle schon direkt heiß gelaufen, das sag ich.

Abers das von meine Schwester Emmy, das muß den Paster eigentlich bannig interessieren. Ich mein, weil ich das nie vergessen hab. Ich bin da erst sechs Jahr alt gewesen. Da is meine Schwester Emmy gestorben.

Sie war kröpelig un bloß zwei Jahr alt. Ich hab abers nich glauben gewollt, daß sie tot gewesen is, un da hab ich mir in die Vorderstube geschleichert an den Sarg un hab versucht, ihr die Augen aufzumachen. Denn ich hab geglaubt, daß sie denn wieder lebendig geworden wäre. Abers die Augen gingen jümmer wieder zu. Na, un denn das Begräbnis. Da kann ich mir auch noch ganz genau erinnern. Der Leichenträger hat Mangels geheißen. Er hatte sich den lüttjen Sarg vor den Bauch gehängt as wie 'ne Orgel. Meine lüttje Modder hat zu Haus gesessen un geweint. Vadder, mein Bruder Kuddel und ich — wir sünd achter Mangels hergegangen. 'n banniger Wind hat geweht. Un wir haben jeder 'n Schirm gehabt. Un wir haben große Schritte machen gemußt. Ach, ich seh das noch ganz klar.

Wenn du glaubst, Paster, daß ich bang wär, denn ierst du. Mit jede Stunde merk ich, wie das wachsen tut hier in mein Inneres. Ich dräng mir nich. Ich halt mir nich zurück. Ich will mein Kopp langsam unner das Beil stecken, so ohne Bang, as wenn das Holz wär, was auf 'n Sagebock kommt. Abers Paster, das laß dir sagen: Mir ekelt for die ganze Welt, die dein Gott auf 'n Puckel trägt. Ich hätte sie all lang in' Dreck geschmissen an seine Stelle.

Ich hab ja noch viel gedacht düsse Zeit un auch noch mehr erleb as ich hier aufschreiben tu, abers ich mag nich mehr. Nee, nee, Paster, gar nix mehr, gar nix. Ich sag bloß noch mal hier an' Enn: All'ns muß.

Jan Steenbocks Wahlrede

äre er doch jetzt vorbeigegangen an der Post und hätte den Brief nicht abgeholt! Es lag doch, weiß Gott, kein vernünftiger Grund vor, daß er die Siebenuhrpost schon um sechsdreiviertel haben wollte. Und warum glaubte er dem abweisenden Schaffner nicht und drang in das Briefträgerzimmer? Er erwartete doch nichts Bestimmtes! Vielmehr standen Bobgen und Elmos seit halb sieben unruhig auf dem Bahnhof! Warum, zum Teufel, tat Jan Steenbock heute, was er nie getan, und fragte, ob die Abendpost was für ihn hätte?

Aber auch angenommen, der Kausalnexus hätte seit Ewigkeit anders beschlossen, Jan Steenbock mußte so handeln, er mußte das ihm so gleichgültige Gebäude betreten. Lag denn wirklich für den Herrgott nicht der geringste Grund vor, heut einmal besondre Milde zu üben? Einmal mit dem Zeigefinger in das Geschiebe zu tipsen und etwa den Postboten Eucker den Brief übersehen zu lassen? Oder konnte nicht der Brief wie schon manchmal an Albin Steenbock und so in Briefträger Ketts Stapel gekommen sein?

Aber ihr haltet diese Forderung für schamlos. Gut. Ich gebe sie preis. Allein ich frage, warum waren überhaupt die Briefe jetzt um sechsdreiviertel Uhr schon da? Sechsdreiviertel Uhr ist entschieden der früheste Termin, der in dieser Beziehung möglich ist. Wenn

nun der Herrgott wußte, daß in dem Briefe etwas Wichtiges, etwas sehr Wichtiges für den Kandidaten Steenbock stand — und das zu leugnen, käme einer Blasphemie gleich —, warum, erlaube ich mir zu fragen, ließ er den Boten, der den Briefsack holte, gerade heute so schnell machen? Waren nicht Dinge genug am Wege, ihn aufzuhalten? Wie? Und man bedenke, Jan Steenbock war in Eile, als er fragte; es hätte also nur einer Minute bedurft, und er wäre gerettet gewesen.

Ist euch das auch noch zuviel? Dann sage ich: Gut: Der Mann war nun einmal früh da! Der Brief lag richtig in Euckers Stapel! Warum aber, zum Kuckuck, trat nicht Postdirektor Simba Simba, der Weißbart, vor und berief sich auf die kaiserliche Instruktion? Warum verweigerte er nicht einfach an diesem „für Unbefugte streng verbotenen" Orte die Herausgabe des Briefes? Warum fuhr er nicht Jan Steenbock mit seiner piepsenden Stimme an: „Herr Kandidat Steenbock. Es ist freilich ein Brief für Sie hier. Ein kleiner, grüner Brief von äußerst wichtigem Aussehen, ja sozusagen ein Brief von entscheidender Bedeutung. Wir würden ihn gerade in Anbetracht dieses seines exzeptionellen Charakters gewiß nicht ungern ausliefern, aber es geht nicht, Herr Steenbock. Uns sind die Hände gebunden. Paragraph zweiunddreißig der Instruktion. Sie wissen, es tut mir leid." Tat Simba Simba etwa dies oder irgend etwas andres?

Ach, Kinder, es geschah nichts von alledem. Vielmehr drängte Briefträger Eucker dem Ungeduldigen das kleine grüne Ding geradezu in die Hand.

*　*　*

Der Inhalt war für einen Dritten nicht eben beunruhigend: In jenem unanständigen Sprachgemisch von angelesenem Sentimentalismus und bürgerlicher Schlauheit zeigte hier eine neunzehnjährige höhere Tochter Jan Steenbock an, daß „sie ihn nicht mehr lieben könne“. Das war insofern schlimm, als Jan Steenbock dies nie für möglich gehalten hatte. Aber ich sehe ein, daß ich vorher einiges über den Kandidaten Steenbock berichten muß.

Jan Steenbock stammte aus einem pietistischen Proletarierhause der Lüneburger Heide und hatte sich an einem merkwürdigen Oktobermorgen seines zehnten Lebensjahres in den Kopf gesetzt, daß Gerechtigkeit sein müsse auf der Welt, einfach „Gerechtigkeit in bezug auf alles, was durch Gottes Hand geht,“ wie er zu sagen pflegte. Schulgeld kam vom Pastor, und die Stipendien kamen aus der Stadt. Jan wurde klug und war gern gesehen, nicht nur bei Professoren, sondern auch bei höherem Kunst- und Literatenvolk. Einige mühten sich um ihn, und er wurde seinen Eltern und seiner Armut fast fremd. Aber fremder noch blieb er den andern. Die Sache war doch die, daß ihr Reichtum ihn zum Widerspruch reizte. Ob das nun aus seinem Proletarierblut stammte, oder ob es ein frommer Versuch der Treue zum Hause war, Tatsache ist, daß nichts dagegen half. Und mag dieser Widerspruch nach einer scharfsinnigen Hypothese eurerseits auch nur ein Zeichen der Macht sein, die der Reichtum über Jan Steenbock hatte, so steht es doch fest, daß alles Fromme und Tüchtige in seiner Seele mit diesem Haß verbunden war.

Sein schwarzes Haar fiel glatt in den Nacken, und

das Flackern seiner tiefen Augen zeigte, daß Jan Steenbock etwas andres liebte als Schönheit im Mai. Aber der Mund hatte einen leise sinnlichen Zug, und der war es, in den Hilde Wiencken sich verliebte — vor drei Jahren.

Was Jan Steenbock an Hilde Wiencken reizte, das waren vielleicht ihre jungenshafte Ungezwungenheit und ihre plötzlichen sentimentalen Stimmungen, oder etwa ihr Lachgrübchen, deren Anblick seine Zunge verlegen machte, oder auch ihre eleganten Stiefelchen oder die blauen Adern unter der weißen Haut oder dies oder das, aber sonderlich doch jenes, was er gar nicht wußte, nämlich, daß sie die Tochter eines wirklichen Reichen war, daß ihre Stiefelchen aus wirklichem Handschuhleder geschnitten waren, und daß diese handschuhledernen Stiefelchen wegen des Arbeitersohnes manchen Weg an die nächste Stadtpost und manchen verbotenen Abendgang über nasse Wiesen trippeln mußten.

Und dann kam Jan Steenbock mit einemmal in die Politik und arbeitete für die Sozialdemokraten.

Mit dem Vortrag des Herweghgedichtes auf dem Bildungsabend begann es. Und nach anderthalb Jahren schon redete er vor sechzehnhundert Holzarbeitern über die Taktik der Unternehmer. Dazwischen lagen rote Märzreden und jubelnde Maifeiern, Kämpfe mit thumben Pfarrern und lustiges Geplänkel mit den Studenten, Fahrten ins Bauerngebirge und Sonntagnachmittagsvorträge in verschlafenen Dörfern, die an einem großen, schwarzen Flusse lagen. Jan Steenbock arbeitete seine Seele frei, und in „der verfluchten Wirtschaftsordnung des Kapitalismus“ bekämpfte er zugleich alles, was

einen fünfundzwanzigjährigen Kantianer zum Zorne reizt.

Hilde Wiencken aber saß derweilen in der Lüneburger Heide als Jan Steenbocks Traum, und die Krämerbriefe ihres Vaters wegen seiner „politischen Extravaganzen" hoben den Traum nur um so höher in die Wolken.

* * *

Und dann kamen die letzten Wahlen.

Wer sollte es nicht mehr wissen? War es nicht an jenem Donnerstagabend, an dem Pfeiffer sein elendes Drama aufführen ließ? Genau an jenem Tage war's. Vor der Theaterpforte standen sie und warfen uns die kleinen Zettel zu: Aufgelöst. Nicht wahr? Da fing es uns allen im Gehirn an zu kribbeln, und das Stück wurde langweiliger, als Pfeiffer es gemacht hatte. Bibliothekar Brödermann, ging er nicht umher in den Pausen und betonte ihn immer wieder, seinen alten Zentralgedanken, daß nun, nach vollzogener äußerer Einigung, Flotte und Kolonien das einzige seien, das uns auch innerlich binden könnte? Ganz gewiß tat er das. Aber wer war aktueller sozusagen und praktischer? Ohne Zweifel sein Kollege Niemeyer. Er empfahl schon im zweiten Zwischenakt Zurückziehung der national-liberalen zugunsten einer eventuellen Einigungskandidatur, denn „links, meine Herren, links steht der Feind". Und seht doch nur Gastwirt Rückbeil an! Wie während des Schlußaktes, den er nicht versteht, auch ihm die Politik im Hirn rumort. Seht, wie er gar nichts begreifen kann, wie er dumm dreinglotzt, aber seht auch, wie ihm die antisemitische Blase schwillt, und wie sein Entschluß

wächst: zehn Mark für den antisemitischen Wahlfonds! Ach, und so wurden sie alle lebendig. Dieser sah die Pfaffen ausgerottet und dieser die Juden, einer sah die schwarze Phalanx wachsen und ein anderer die blaue, — aber Jan Steenbock, der seinen Platz hinter der zweiten Säule hatte, sah die rote bei weitem siegen.

Und dann ging die Hatz los.

Und dann kam der erste Wahlgang, und die Arbeiter wollten es gar nicht glauben zuerst, aber die Telegramme waren doch richtig. Manche hörten die verlorne Schlacht auf der Straße ausrufen und ihre Gesichter wurden verzerrt, einigen älteren kamen die Tränen.

Und mitten in den nun folgenden letzten Kampf um das Schlachtfeld fiel für Jan Steenbock jener Brief „von exzeptionellem Charakter". Und nun sitzt Jan Steenbock mit Bobgen und Elmos im Kupee und liest ihn schweigend zum dritten Male. Der Schmerz fraß an ihm wie der mythische Geier an der Leber jenes Griechen. Aber er sagte nichts. Es war der Tag vor der Stichwahl, und die drei sollten reden, um ein bedrohtes Mandat zu retten.

* * *

Jan Steenbock, o du kleiner Jan Steenbock aus der Lüneburger Heide, warum freust du dich nicht an dem Saal, der so übervoll ist? Und an dem jubelnden Klatschen der Arbeiterfäuste, als ihr drei in den Saal tratet!

Siehst du denn nicht wie sonst, Jan Steenbock, das gelbrote Lampenlicht demütig durch den Qualm sich betteln? Was jubelst du nicht wie immer bisher über

die Grauköpfe mit den Pfeifen? Und über die Augen der siebzehnjährigen Burschen! Und den Gruß der streikenden Tabakmädchen! Warum erwiderst du ihn nicht? Jan Steenbock, wach auf! Tanzen nicht tausend rote fragende Menschenherzlein zu deinen Füßen, jedes mit seinem Dornenkränzlein? Wo bleibt dein heiliger Haß, Jan Steenbock?

Ach, ihr lieben Leute, es ist ja nur ein kleiner Brief. Ich fasse mich schon. Es handelt sich ja nur um drei lange Jahre und . . . ja, schließlich, nur um die kleinen, weichen Stiefelchen handelt es sich. Aber ich bin schon wieder völlig bei Besinnung. Seht! Hier ist es. Punkt eins: Das Gesetz über die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine. Punkt zwei: Gefährdung des Koalitionsrechts. Dann: Angriffe der Nationalliberalen auf das Reichstagswahlrecht. Für die Mittelständler: Frage des kleinen Befähigungsnachweises, und zum Schluß allgemeiner Kulturausblick.

* * *

Doktor Bobgen stammte aus der italienischen Schule. Er redete wuchtig und scharf, daß manchem deutschen Gewerkschaftler das Grauen gekommen wäre. Hierauf Elmos. Er besprach die letzten Ereignisse in der preußischen Schulpolitik und las aus den Reden des Königs vor. Schließlich ging er gegen die Bevorzugung der Militäranwärter los. Hierauf Jan Steenbock.

Jan Steenbock war unter dem Einfluß der Reden ruhiger geworden. Die Briefgestalten balgten sich nicht mehr drängend und klagend in seinem Innern, sondern sie tanzten im Tabaksqualm, spielten über der Lampe

oder schossen plötzlich zwischen zwei armen Gesichtern auf, und Jan Steenbock, der in seinen Blättern wühlte, sah sie nur dann und wann, wenn er aufblickte.

Jan Steenbock wurde von der Jugend besonders geliebt, und sie klatschten Beifall, als er ans Pult trat. Aber er winkte ab und fuhr sogleich ins Sachliche.

Zwar fühlte er, daß die einleitenden Worte, die „die ungeheuerliche Schande dieses ganzen pseudokonstitutionellen Auflösungssystems" bloßlegen sollten, nicht prägnant, nicht schroff genug waren, aber die Charakterisierung des Gesetzentwurfs über die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine, „dieses Knebelungsgesetzes" (sehr richtig), „dieser neuen Zuchthausvorlage" (sehr gut), gelang ihm schon besser, und beim Punkte „Patriotismus oder Internationalität?" saß er im Sattel.

Wie Jockei Aken es mir erzählte, der beim Herbstjagdrennen an der Steinbecker Mauer stürzte: Zuerst sitzt der Sattel noch nicht und der Fuß im Bügel, und bei Marienthal stört Reiter und Roß noch dies oder jenes. Aber kurz vor der Horner Ecke, da zuckt es durch das Rudel, alle Einzelheit und alles Geschehnis schwindet, und jedes Leben konzentriert sich auf jenen fliegenden Punkt, in dem das Ich der beiden in eins zusammenströmt.

So saß Jan Steenbock im Sattel.

Bei einem politischen Redner kommt es grundlegend nicht auf die Beherrschung des Stoffes an oder die Art der eigenen Darbietung, sondern einzig auf diesen Augenblick, wo er beginnt, nicht mehr zu reden, sondern getragen zu werden, getragen von tausend eisernen, freundlichen oder feindlichen Blicken, und von tausend zappelnden

Herzen begehrt. Das ist ein Ringen vorher und ein Würgen, selbst für den Großen, ein Streicheln und ein Schlagen, daß sie die Hände still halten, und dann mit einem Male ist der Augenblick da — man spürt einen Ruck im Blut — und dann segelt man wie auf einer bequemen Wolke, oder wie sich die Lerche in eine krumme Windwelle legt — immer weiter. Und sie tragen uns, wohin sie wollen. Ein Frauenarm sieht aus wie ein Besenstiel, und ein altes, graubärtiges Gesicht brütet wie eine zerhackte Baumwurzel. Auf dem Tisch glänzen klebrige Bierringe, und einer ist plötzlich aufgestanden. Oben auf der Tribüne sitzen die Feinen. Die haben Kragen um, und die Frauen bunte Blusen. Sie klatschen nicht so laut und rufen nie dazwischen. Und da steht man am Pult und pariert auf jedes Augenblinzeln. Und sieht die roten Herzen einem entgegenzappeln, und wie die tausend Blicke ihre tausend Fäden fester an einen knüpfen . . . Ach, Kinder, ich sitze hier fern von den Städten hinter dicken Büchern und werde nie wieder durch die rauchdurchstunkenen Säle gehen.

Aber wo bleibt Jan Steenbock?

Jan Steenbock hat die Mittelständler vorher abgetan und ist jetzt bei den Nationalliberalen. Er hat sie geneckt und gereizt, bis sie einen Zwischenruf machten. Dann hat er ihre Verdienste gepriesen, aber nun bezweifelt er ihr Programm vom Standpunkt der Logik aus. Und nun von der Ethik. Jetzt brandmarkt er ihre Schulabstimmungen, jetzt zerzaust er ihre führenden Persönlichkeiten, und endlich hat er die ganze nationalliberale Ideenwelt in Grund und Boden zerschmettert.

Den grünen Brief trägt er in der linken Rocktasche, und die Geschichte mit Hilde Wiencken sitzt geduckt im hintersten Winkel seiner Seele.

Es sind nun verschiedene Hypothesen möglich, um den folgenden seltsamen, etwas wirren Schluß von Jan Steenbocks Rede zu erklären. Ich persönlich saß auf einer der letzten Stuhlreihen. Ich kann also für meine spezielle Hypothese, daß nämlich das Papier, das Jan während dieses krausen Schlusses in der Hand hatte, der grüne Brief gewesen, und daß so aus einer Art von halbbewußtem seelischen Transfluxus die Entgleisung stamme, wegen der ziemlich großen Entfernung nicht mit der Vollkraft meiner Überzeugung eintreten. Aber wie sollte diese Abschweifung Jan Steenbocks sonst zu erklären sein, die nicht so sehr durch ihren etwas aufgeblähten Inhalt, als durch die so schmerzhaft tönende Art ihres Vortrags, durch ein erschütterndes Zittern der Stimme und durch das abgerissene Hervorstoßen ihrer Hauptsätze auffiel. Einige meinen, er hätte nicht weiter gekonnt und wäre so auf diese Sätze verfallen. Das ist völlig ausgeschlossen. Andre meinen, der Schluß sei beabsichtigt gewesen. Auch das ist nicht möglich. Aber sei dem, wie ihm wollte! Ich kann nur sagen, daß dieser Schluß auf viele von Jan Steenbocks Gegnern nicht gut gewirkt hat, und daß die Majorität, mit der reine Leute am andern Tage siegten, wahrscheinlich ohne diesen Schluß viel größer geworden wäre.

Als Jan Steenbock nämlich mit den Nationalliberalen fertig war, kam er auf das Allgemeine, auf „unseren endgültigen und sozusagen prinzipiellen Standpunkt gegenüber dieser kapitalistischen Gesellschaftsordnung, ja,

ich möchte sagen, auf unser Verhältnis zu dieser ganzen Gesellschaft, zur Menschheit, zum Leben überhaupt."

„Genossinnen und Genossen! Wir drei würden ja nicht ruhig nach Hause fahren können, wenn wir zum Schluß dieses Abends und am Schlusse dieser wochenlangen harten Kampagne nicht noch einmal unser Verhältnis zu den erhabenen Idealen unserer Weltanschauung festlegten, den übermomentanen Charakter dieses Augenblicks und unser Verliebtsein in das, was wir den Sozialismus nennen. (Vereinzelte Bravos.) Denn unter diesem Bilde habe ich es euch schon einmal gesagt, Genossen: In die Kategorie der Verliebtheit gehört unser Verhältnis zu den sozialistischen Idealen, und ihr schönster Ausdruck bleibt dieser: Treue. (Bravo!) Ich frage euch aber, Genossen, warum sollten wir die Treue nicht halten? Hat sie uns etwa irgendein Leid getan, unsere rote Idee? (Nein!) Ist sie nicht bei uns gesessen wie ein lieber Schatz? Ist sie nicht in diesen Wochen wieder herrlich unter uns gewandelt? Hat sie uns nicht gelockt und gerissen und gestoßen und schwimmen gemacht hier und dort? Und wir sollten ihr die Treue brechen? (Niemals!) Ihr werten Genossen! Ihr wißt doch, was das heißt, unsere Idee? (Jawohl!) Unsere Idee, Genossen, das ist der Klageruf aus der Tiefe (sehr richtig), das sind die gestreckten Hände aus Platos Höhle, das Murmeln der Hungernden (Bravo!) und der plötzliche Aufschrei der zu Tode Gehetzten. (Rufe: Rußland! Hoch die russische Revolution!) Unsere Idee ist nicht vom klügelnden Verstand ersonnen. Sie ist das Stöhnen der Jahrhunderte und das rührende Betteln der Verdummten (Hört! hört!). Manchmal ein Aufleuchten wie Blink-

feuer im Meer, aber zumeist ein einsames Herbstblatt, das über den steinernen Schloßhof raschelt. Unsere Idee, Genossen, das ist die hungrige Sehnsucht der Zeit, und wenn ich sie sehe, dann sehe ich sie als ein fremdes Menschenkind sich durch die Jahrhunderte fragen. Vielleicht als ein neunzehnjähriges mit feinen, blauen Adern unter der Haut. Nicht wahr, Genossen, wir sehen sie durch die Jahrhunderte betteln, unsere Idee, unser neues Reich, unseren Sozialismus! Sehen, wie sie sich sozusagen scheu an der Planke entlang drückt. Sehen sie lächeln zuweilen und hoffen, aber meistens an den Chaussee-gräben sitzend, ohne Achtung. Verlacht, gemieden, be-sudelt, angeulkt (lebhafte Pfuirufe), bis plötzlich die roten Essen ihre langen Hälse aus der Erde reckten, schnell wie im Maimond die Spargelsaat. Bis diese roten Essen das neue Volk schufen, das hörige und ge-haßte, das fruchtbare und unbezähmbare Arbeitervolk. (Stürmischer Beifall. Einige stehen auf.) Da endlich, Genossen, wuchs der jungen Sucherin ein treues Ge-schlecht! Und voller Hoffnung wandelt die Junge unter uns. Um Mittag darf sie sich auf die Straße wagen. Ja, Genossen, ruhig und fest ist ihr Blick, und zuweilen lächelt sie, daß einem das Wort im Halse stecken bleibt. Ja, Genossen, und dann kommt die Hochzeit. Und die Hochzeit, das ist das Ende, wenn wir nämlich jene ur-alte hungernde Sehnsucht in die Wirklichkeit heimführen, wenn die Ketten unserer Klasse klirrend niederfallen werden, wenn — um es ein wenig überschwänglich zu sagen — der klagende Ruf der Millionen im Kusse der Wirklichkeit ersticken, wenn unsere gute Idee, o Genossen, Fleisch wird und Blut. (Stürmischer, langanhaltender

Beifall.) Und im Anblick dessen sollten wir ihr treulos werden, unserer jungen, roten Idee? Was wollten wir denn anfangen ohne sie? Werte Genossen, es ist ja wie mit uns Menschen. Denkt euch, ihr wäret verliebt, vernarrt in eins von den langhaarigen Rätseln. (Heiterkeit.) Ich meine nicht werkeltagverliebt, sondern mit allem Blute nach ihr schreiend. So ungefähr wie der Genosse Barnbroeck vom Metallarbeiterverband, der sich neulich bei Wetzlar in den Kohlenschacht warf. Denkt, einer von euch wäre so verliebt. Und nun wäre mit einem Male ein Brief unterwegs, ein kleiner, grüner Brief etwa. Ihr wüßtet nichts davon. Ihr ständet an der Fräsmaschine oder an der Kalkgrube oder führet auf der Eisenbahn. Und dann läset ihr es mit einem Male, zierlich abgeschrieben aus der Kladde ins reine: Alles aus. Vielleicht noch eingewickelt in eine Alltagslüge. Ihr läset, daß es aus ist mit ihrer Treue. Wie? Was sagt ihr da? Was meint ihr da? Das zieht, nicht wahr? Aber das läßt sich ja gar nicht ausdenken, so was. Was soll denn der Mensch da machen? Er hat ihr ja nichts getan, wie?

Pause.

Genossinnen und Genossen! Ich bin wohl vom Thema etwas abgekommen. Aber was ich hier am Ende der Wahlkampagne gewissermaßen als Nachwort sagen wollte, ist dies: daß wir unserer jungen, roten Idee treu bleiben, daß wir ihr sozusagen keinen Abschiedsbrief schicken, daß wir zur Hochzeit parat sind. (Stürmisches Bravo.) Und nun, hochgeehrte Versammlung, ich habe Ihnen die politische Lage geschildert und die Aufgaben, die jedem fortschrittlichen Manne aus ihr

erwachsen. Die Leistungen des alten Reichstages und die Forderungen an den neuen legte ich Ihnen ausführlich dar. Ebenso unsere Stellung zum Mittelstand und zum sogenannten nationalen Liberalismus. Wenn ich am Schluß mich in Gedankengänge verlor, die zum mindesten parteitheoretischer Natur sind, so bitte ich Sie zu bedenken, daß dieser siebente Februar ein sehr wichtiger — ich meine nicht für mich persönlich — sondern rein politisch als Stichwahltermin ein höchst wichtiger Tag ist. Meine Herren, ich schließe, wer für Klerikalisierung der Schulen und Zünftlertum, für Chauvinismus und Arbeiterknebelung ist, der wähle den Nationalliberalen Peter Knopf. Wer aber für Geisteskultur und Individualismus, wer gegen Brotwucher und persönliches Regiment, wer für Völkerbefreiung und Kommunismus eintritt, der wähle den Kandidaten der Sozialdemokratie, den praktischen Arzt Doktor Moller."

Nach dieser Rede von Jan Steenbock geschah etwas ganz Seltsames. Ob es an Steenbocks Ton lag, weiß ich nicht. Er war in der Tat nach jener „Entgleisung" in eine seltsame Tonart geraten, die sich am Schluß zu siegendem Jubel erhob. Genug, es entstand, bevor der Beifall losbrach, eine kurze, angstvolle Pause. Und in dieser Pause entrang sich dem einen Ecktisch ein abgebrochener aber nicht allzu kurzer klagender Ton. Wohl mehr ein lauter Seufzer als ein Schrei, auf jeden Fall die willenlos entschlüpfte Kundgebung eines ergriffenen alten Mannes.

Das ist der entsetzlichste Ton, den ich je gehört habe.

Jan Steenbock, der von der Bühne abtrat, drehte sich erstaunt um, aber da klatschten sie schon los.

* * *

Auf der Rückfahrt gerieten die drei Müden in den Auswandererzug. Da redeten sie mit italienischen Arbeitern über den letzten Generalstreik. Aber als sie in Marburg ausstiegen, fiel Mattigkeit und Regen über sie, und sie sagten nichts mehr. Jan Steenbock hatte den weitesten Weg. Als Bobgen in seinem Hause verschwand, schlug es fünf Uhr morgens. Jan Steenbock kam an eine Laterne und las den Brief noch einmal. Der feine Regen fiel darauf, und es sah aus, als ob der Brief verweint wäre. Dann ging er langsam nach Hause.

Der kleine Humboldt



rau Sörensen pflegt in jeder neuen Stadt sich zuerst den Friedhof anzusehen — als die stille Seele eines jeden Ortes gewissermaßen und seine geronnene Geschichte. Wenn sie den Friedhof kennt, kennt sie die Stadt, — sagt Frau Sörensen. Es liegt mir fern, hier öffentlich mit Frau Sörensen über die reisewissenschaftliche Angemessenheit einer solch sentimentalen Totenschau disputieren zu wollen. Wohl aber möchte ich in dieser Beziehung — schlicht und ohne Hintergedanken — für die Photographenkästen eine Lanze brechen. Ihre gediegene Würde als anthropologische Orientierungstafeln sozusagen ist von mir jahrelang erprobt worden. Sie gewähren dem Reisenden mit dem sozialen Nutzen zugleich eine herzliche Erbauung. Und fast möchte ich ihnen nachrühmen, was Lachmann von seiner letzten Weihnachtsknastermischung schrieb — edle Einfalt und stille Größe.

Oder hat irgendeiner von euch gegen die Photographenkästen etwas auf dem Herzen? So trete er hervor! — Seht ihr's? Alle sind ihnen gut.

Es sind einige Geschichten, die lachen. Und andere, die weinen. Aber die meisten liegen mitten dazwischen. Sie sind wie ein verschämtes Gluckſen.

Eines Sonntagnachmittags stand ich mit meinem grauen Segeltuchkoffer vor dem Photographenkasten in Grandihn.

Es war eine schlimme Stadt — soviel hatte ich schon vom Bahnhof aus gesehen. Weder neuzeitlich frech und kahl noch altertümlich verschroben und düster, trug sie die Wunden offen zur Schau, die der große Kampf zwischen Halm und Feuer, zwischen Acker und Fabrik uns allen schlägt. Ihre Häuser waren halb Scheunen, halb Mietskasernen, und die Ackerbürger, die neugierig aus den Fenstern sahen, waren Bauern und Spekulanten zugleich. Es war keine Einheit — in den Gesichtern wie in der Stadt. Und das Herbstland, durch das die Kleinbahn mich zuletzt geruckelt hatte, war ebenso: ein milder, gelber Wald, an dessen Kronen der Rauch der Dreschmaschinen seinen Schmutz warf, ein kleiner Birkenhain, in dessen Weißes die Bahn eine schmutzige, schwarzgerandete Furche gerissen hatte, schnapsdurchtränkte Männerflüche neben Finken- und Lerchenschlag, dies alles an einem Sonntagnachmittag, und ich als künftiger einziger Lehrer an der Lateinschule auf der Suche nach einem Gasthof, dazu vor einem Photographenkasten stehend, der mich in mehr als einer Hinsicht erschütterte, — ihr lieben Leute, es braucht nicht immer Fastnacht gewesen zu sein, daß man zuweilen ein so lächerlich-melancholisches Gefühl von — von Einsamkeit in seinem jungen Herzen spürt.

Der Photographenkasten stand in einem Garten. Er hatte von weitem durchaus nichts Absonderliches. Es war nur die Aufschrift — und dann ein gewisses Bild. „Heinrich Müller, kaiserlich türkischer Hofphotograph und Inhaber des Medjidieh- und Wasaordens. Hier spricht man Türkisch, Griechisch, Französisch usw." Wenn ich euch sage, daß dieser Ort, wie ich vor meiner Berufung

im kleinen Kürschner nachgelesen, 5487 Einwohner zählte, so werdet ihr verstehen, wie ich meinen Segeltuchkoffer etwas erregt niedersetzte und forschend noch einmal las. Aber es war nichts dabei zu machen vorderhand.

Hier steckt vielleicht ein süßes, kleines Rätsel, sagte ich zu meiner hüpfenden Seele, ein Rätsel, das du lösen wirst, einer jener närrischen Späße des lieben Gottes, für die du immer so dankbar bist. Aber nun beruhige dich und sieh dir vorerst die Bilder weiter an. Dieser hier mit dem Bart ist sicher der Rektor der Mittelschule. Der Fleischermeister mit den in die Stirn gekämmten Haaren ist vielleicht Bürgerworthalter, das Gänschen daneben vielleicht die Tochter des Bürgermeisters, und dieses Gruppenbild hier unten — ich schwanke zwischen dem Skatklub „Treff-Bube" und der Männerabteilung des Grandihner Turnvereins. Vielleicht ist es aber auch der Kirchenvorstand ...

Liebe Seele, welch entzückende Probleme da auftauchen.

Und wer wohnt wohl in diesem großen efeuumsponnenen Hause, das halb Schloß, halb Kirche ist? Sind es nicht Magnoliae grandiflorae, die da im Vorgarten stehen? Das beste Bild im Kasten — ganz sicher! Und welch ein Knabe da steht — unter dem Baume links auf der Wiese. Herrgott, wie schön doch der Knabe ist! Und das Haus? Sollte dies wirklich der Sohn des Landrats sein, von dem Herr Blum, der Vorsitzende des Lateinschulvereins, mir schrieb, daß er vielleicht an dem Unterricht der Bürgerkinder ... Liebe Leute, da habe ich den Faden endlich in der Hand.

Denn dies war der kleine Humboldt, der Knabe, von dem ich hier erzählen will, so gut ich kann. Einiges zwar nur, denn mein Aufenthalt in Grandihn dauerte kaum sieben Wochen. Aber etwas, das nicht vergessen werden darf. Denn wir sind — dünkt mich — wie die Sternkundigen: Wir müssen genau aufzeichnen, wie die Bewegungen der Seele laufen. Und wie die Geschichts-schreiber: Wir müssen die großen Ereignisse der Seele bewahren. Und meint ihr etwa, daß der Tag, an dem der kleine Humboldt und die zehn andern trunken waren von dem einen Glas, und als sie auf mich den Toast ausbrachten, jener Tag, dessentwegen ich mich überhaupt heute abend an den Tisch setze und nicht wie sonst nach Marylund fahre, glaubt ihr etwa, frage ich, daß dieser Tag unwichtiger ist vom Standpunkt des lieben Gottes aus, als wenn der kleine Bär und der Aldebaran ein wenig zur Seite rückten, oder als wenn in Europa ein alter König stirbt?

Der kleine Humboldt war zwölf Jahre alt, schlank und mit einer klugen Stirn, vor der das blinkend blonde Haar in einem Wirbel zurückschreckte. Was ihn zum kleinen Humboldt machte, das waren die Augen und das Lächeln. Aus beidem lugten Hintergründe, — jene Hintergründe, in die zu greifen bei Knaben so gefährlich ist, weil ihnen das Beste entwächst, was weder Eltern noch Lehrer pflegen können. Spott und Stolz und Scham und Eigensinn und bittende Liebe sprudelten aus des kleinen Humboldt Augen hervor, alles in jenem suchenden Wirrwarr, das schon ein Knabenantlitz zu einem schönen Zeugnis von der Menschen eherner Tapferkeit macht. Übrigens glänzten seine Augen zuweilen feucht.

Und seine Finger spielten dann ein wenig erregt mit dem Federhalter.

Dieses feuchte Augenschimmern teilte der kleine Humboldt mit Fritjof Koock, dem Sohne des Sattlermeisters aus der Hauptstraße. Aber bei diesem hatte es andere Gründe. Überhaupt hatte vieles andere Gründe, was dem kleinen Humboldt mit den übrigen zehn Schülern gemeinsam war. Zum Beispiel, wenn Wilfried Mürter mich besuchte und mir ein Gläschen eingemachter Pfifferlinge mitbrachte — „weil sie mir zum Abendbrot neulich so gut geschmeckt hätten" — so geschah es, weil irgend etwas von gestern oder morgen ihn drückte, aus Reue oder aus Furcht besuchte er mich. Wenn aber der kleine Humboldt kam, so nur, um das große Bild von Thora Lind sich anzusehen und zu warten, ob ich ihm wohl noch ein wenig mehr von ihr erzählte, oder auch um mich zu einem Gange aufs Nachbargut zu bitten, wo seine kleine Kusine mit ihrem Ziegenbockgespann wohnte.

Der kleine Humboldt war sehr stolz. Aber warum liebten ihn die Menschen trotzdem? Ja, sie waren alle geradezu verliebt in den kleinen Humboldt. Gegenüber den Zehn gab er sich wahrhaftig nicht wie ein guter Kamerad. Aber ich habe beobachtet, wie Werner Hanssen dennoch auf der Treppe scheu und gänzlich bewundernd neben ihm herstrich und mit seiner Hand an Humboldts Arm herniederfahrend ihn fragte, ob es auch ganz sicher sei, daß er mit auf die Bredower Tagfahrt käme. Und Werner Hanssen war der selbstbewußte Sohn des tragisch verkrachten Wiesenmüllers, ein Junge von prachtvoller Frechheit, ein Junge, der nie um Verzeihung bat. Alle waren in den kleinen Humboldt verliebt. Von der

Töchterschule am schlimmsten die Großen. Hatte die lange Ziege des Apothekers ihm nicht einen Brief geschrieben, den sein Vater der Lehrerinnenkonferenz übergab? Alle waren in ihn verliebt. Er aber ging an ihnen vorbei, als wären sie seine Pferdeknechte.

Um etwas vom Unterricht zu sagen, so lasen wir stundenlang Homer — indem wir die anderen Fächer kürzten. Einmal, bei einer Iliasstelle, weinten einige — aber der kleine Humboldt meinte, die Geschichte mit der Nymphe Kalypso sei eigentlich viel trauriger.

Sehr oft saßen wir auch und dachten uns aus, daß das Zimmer die Welt sei, und wo dann wohl der Uranus läge und die Venus, und wie der Mond liefe. Wir machten auch Kreidestriche längs der Sonnenstrahlen am Fußboden, und maßen dann in der nächsten Stunde den Winkel ab und berechneten danach Jahre und Monate und alles, was noch damit zusammenhängt. Das Zimmer, worin wir hausten, lag im ehemaligen Wachtlokal der Stadt. Die Bürger sagten, daß Napoleon einst darin geschlafen habe.

Ich redete mit den Knaben über alles. Wie sollte ich ihnen denn wohl erklären, was Treue sei, ohne daß ich ihnen von Thora Lind erzählte? Als zum Beispiel meine Not mit Thora am höchsten stieg und ich nahe an der Verzweiflung war, wer anders hat mich zum Bleiben ermuntert als die mitleidenden Augen der Zehn und die Blumen, die mir der kleine Humboldt am selben Nachmittage brachte? Aber zuweilen gab es dann auch wieder Streit über diese Dinge. Denn Werner Hanssen zum Beispiel war unbedingt für Themistokles, indem er sagte, Schokolade dürfe ein Junge überhaupt nicht essen,

und alle Mädchen seien eingebildet. Hierzu sagte der kleine Humboldt nichts.

Einmal redeten wir von der Herkunft der Menschen. Ich mußte es ihnen sagen, — trotzdem die Erinnerung mich noch jetzt zittern macht. Der kleine Humboldt nämlich verdarb mir das Ganze. Ich machte es so lieb und zart wie möglich. Die meisten grinsten schon gleich im Anfang. Der Sohn des Buchbinders machte ein Gesicht wie gelöschter Kalk. Nur Hanssen tat, als ob es sich um den Pythagoras handelte. Aber der kleine Humboldt begann zu lächeln und sagte: „Sie machen Spaß, Herr Kandidat." Er rief, nein er schrie es. Und zwar sollte es Scherz sein. Und er brachte das Lächeln auch halbwegs fertig. Aber es wurde ein grausiges Lächeln. Und das kleine Antlitz arbeitete nun so ängstlich gegen mich, daß ich zu stammeln begann und hinter die alten Bilder retirierte und die „ewigen Geheimnisse" und anderen pädagogischen Unrat. Das Gesicht des kleinen Humboldt blieb wie das Gesicht eines betenden Mönches, dem Gott plötzlich in die Augen schlägt. Aber er verdrückte es tapfer. Als die Stunde zn Ende war und er nach Hause mußte, legte der kleine Humboldt seinen Kopf auf den Tisch und weinte. Aber dann war er auch wieder der tollste von allen und gar nicht zu bändigen, zum Beispiel beim Baden in der Mergelkuhle, oder bei der Kaninchenjagd, oder als wir mit dem Boot fast gekentert wären. Ganz zu schweigen von seinen Lernfähigkeiten: Er empfand jeden Fehler, den ich ihm rot anstrich, wie eine persönliche Verdächtigung. Und er durfte das.

Ich predigte Sonntags in der Stadtkirche. Das erste=

mal über die silbernen Strahlen des kleinen Häwelmann. Später über den toten Jesus. Wo saß der kleine Humboldt? Links unten im Landratstuhl — die Hände gefaltet und die Augen voller Leuchten, und dann hatte der kleine Mann eine blaue Ader an der Schläfe, die war manchmal gespannt, wenn ihn etwas ergriff. Die andern waren ja auch begierig. Weiß der Himmel, wie prächtig war es doch, daß Fritjof Koock auf die Kanzel hinaufwinkte, ohne Widerrede, mit erhobenem Arm winkte er. Und saß auf der ersten Bank. Aber beim kleinen Humboldt war es alles ganz anders. Ihr lieben Leute, ich glaube an den kleinen Humboldt. Er steckt jetzt in irgendeinem Internat. Wandert auf der gefährlichen Schneide der Jahre um siebzehn. Aber ich glaube fest, daß einige unter uns ihn noch sehen werden. Und auf diese meine zitternden Worte dann von rückwärts eine Beleuchtung fällt, die mein Stammeln ins Recht setzt.

Die Grandihner Wochen waren wie ein Scherz von Beethoven. Wir waren fröhlicher als die Morgenlerchen. Aber zuweilen dachten wir plötzlich an den Schulschluß — und dann wurden wir ganz still. Wie wenn ein Wolkenschatten über eine Sommerwiese zieht, so war dieser Gedanke. Es kam vor, daß einer von den Zehn plötzlich ganz gleichgültig wurde, mitten im Eifer und der Lust. Sie bettelten wie hungrige Täubchen, ob ich nicht bleiben wollte. Aber der kleine Humboldt sagte gar nichts.

Zwei Wagen hatten wir zur Bredower Tagfahrt ausgeschmückt, den vom Landrat und den von der neuen Mühle. Der erste war wohl doch am schönsten. Nicht

nur wegen der Pferde. Der kleine Humboldt hatte ihn mit den schönsten Blumen aus dem Landratsgarten geziert. Sogar um die Speichen der Räder wanden sich in dicken Spiralen Astern und Georginen, und das braune blanke Geschirr der Füchse verschwand fast unter dem dunkeln Eichenlaub. Jasmin und Spätrosen und Geißblatt und trauernde Herzen schlossen die Sitze ein, und neben den blitzenden Laternen glühten zwei dicke Hagebuttensträuße. Die Blumen waren am Morgen geschnitten, und der Tau funkelte tausendtropfig von ihren üppigen Formen. Der zweite Wagen war mehr bürgerlich-demokratisch. Ginster und Heckenrosen und Fuchsien säumten eine breite Landchaise, die zwei Apfelschimmel mit langen Schweifen zogen. Ich hätte mich am Ende doch für diesen Wagen entschieden, aber der Fehler war, daß sie die Blumen schon am Abend vorher gepflückt hatten. So waren sie ein wenig welk, und dieser Wagen erhielt einen Stich ins Traurige, gleichwie eine Heuwiese, die im Morgentau glänzt, man denkt an junge Landsknechte und Schubertsche Melodien. Außerdem saß ja der kleine Humboldt im ersten Wagen.

Als die Sonne einen dünnen Septemberschleier nach dem andern zur Seite schob, zogen die Pferde wiehernd an. Lustig hüpften die Wagen über das schlechte Grandihner Pflaster. Und als die Sonne sich gänzlich entschleiert hatte, da rollten wir schon den ersten der Heideberge hinunter — mit vielen Zurufen des Scherzes und der losen Freude.

Elf junge Möglichkeiten — und der eine von ihnen eine strahlende Hoffnung. Zehn junge Knabenleiber —

und der elfte eine köstliche Schönheit. Ein göttlicher Glücksfall unter zehn Experimenten.

Gewiß, ihr lieben Zehn, ich hatte auch euch sehr lieb, und ihr müßt dies nicht als ein Votum gegen euch lesen. Es ist so, wie ich es euch nachher sagte beim Oktoberschluß, da uns fast allen die Tränen kamen: Wir hätten nun eine gute Erinnerung in uns vergraben, eine Erinnerung gegenseitigen Vertrauens, das alles tiefer in uns wurzeln mache, was in den paar Wochen zwischen uns geschah. Und dies wäre allein euer Werk, indem eure jungen Seelen ihre Fühler ohne Scheu hervorstreckten, als ich nach euch rief. Wirklich, ihr kleinen Unbändigen, es ist so, noch heute so. Und ich habe euch mehr zu danken als allen Weisen und Weisheitskrämern. Aber was den kleinen Humboldt anbetrifft, und daß ich euch wie mich selber zu seinem Hintergrunde erbat — bei euer aller Verliebtheit in den kleinen Humboldt, ihr Zehn, ich beschwöre euch, habe ich nicht recht damit? Stellt ihr euch nicht alle fröhlich unter sein Kommando? Und kamen denn die verschwiegenen Pausen auf der Bredower Tagfahrt nicht meistens daher, daß der kleine Humboldt dabei war und zuweilen neben vielem Lustigen so etwas recht Nachdenkliches sagte, wie von der Weide und der Fontäne, oder als er den schwerfälligen Philipp heimlich gewinnen ließ, was die meisten von euch doch werden bemerkt haben? Gewiß, ihr listigen kleinen Faulpelze, ihr seid hierin alle auf meiner Seite. Denkt doch bloß an die Rede des kleinen Humboldt nach Tisch.

Mit dieser Rede war es so. Wir aßen Eierkuchen als Mittagbrot. Groß und mit Speck und gewürfeltem Schinken. Ich hatte auch Rotwein bestellt, mittlerer

Sorte, eine einzige Flasche, mit einem Etikett, das ich vergessen. Genug, die Jungens tranken auch davon — und zwar ohne Wasser. Trotzdem ich einen großen Mischkrug hatte kommen lassen. Eine Flasche ist doch bei Gott nicht viel — für einen Kandidaten und elf Knaben. Aber von dieser einen Flasche wurden wir alle — ich scheue mich, es so herauszusagen. Aber wir gerieten alle außer uns. Oder die Jungens müssen heimlich die leere mit einer vollen Flasche vertauscht haben. Denn Fritjof Koock schenkte allen immer ein, und was ich nachher bezahlt, weiß ich nicht. Kurz und gut, nach dem Essen, als wir so sitzen, fängt Philipp, der Sohn des Bürgermeisters, ein Knabe mit einer Fischseele, kalt und unergründlich stumm, plötzlich zu grinsen und kurz darauf stürmisch zu lachen an. Wir waren starr zuerst, mußten dann aber auch alle heftig lachen. Die Geschichte von dem Hunde seines Onkels, die der Sohn des Bürgermeisters nunmehr erzählte, war im Grunde höchst langweilig — wie die meisten Geschichten, die Knaben erzählten. Aber sein Lachen war das Signal gewesen. Alle begannen nun durcheinander zu erzählen. Einige meldeten sich, andere lachten sinnlos. Fritjof Koock hatte sich in die Mitte gestellt und imitierte mit meinem Taktstock die Bewegung der Fanfarenbläser, die jüngst während der Manöver im blauen Hecht das Sonntagskonzert gegeben hatten. Der kleine Humboldt dirigierte ein kleines Quartett. Einmal rangen auch zwei in der Ecke — wenn ich recht erinnere.

Es ist ja sicher zuviel gesagt, daß die Knaben trunken waren. Vielleicht nur ein ganz klein wenig erheitert. Vielleicht lag es ja auch an mir, weil ich nämlich die

elf lärmenden Knaben in so merkwürdigem Lichte sah. Denn ich saß an dem Ende des Tisches, das ans Fenster stieß, und die Septembersonne füllte mit ihrem weichen, gelben Lichte das ganze Zimmer. Andererseits: woher diese ausbündige Heiterkeit bei ihnen? Denn daß ich es erzähle, als ich aufs Aquarium ging, begegnete mir dort der kleine Borgius. Wenn ein Schüler seinen Lehrer an gewissen Örtern trifft, so hat er sich beschämt zur Seite zu drücken, — womöglich zu tun, als sei er gar nicht da. Was aber tat der kleine Borgius? Strahlend fragte er, als ich das Heiligtum betrat: „Schon wieder hier, Herr Kandidat?"

Nun, und bei meiner Rede gleich darauf ging es ja nicht besser. Ich redete, soviel ich erinnere, von den ernstesten Dingen der Welt, mit starker Stimme, glaub' ich, und mit persönlicher Beziehung auf jeden einzelnen. Aber die Gesellschaft war mir wie entschlüpft. Sie kicherten zuerst, und als ich mich einmal versprach, brüllten sie los. Und der kleine Humboldt, der mit einem Male nicht mehr neben mir saß, schien bei Gott ihr Anführer. Ich muß zum Schluß sehr lustig geredet haben, denn die Knaben sagten, ich könnte ja, wenn ich wollte, genau so wie Ede Bündel. Das war ein komischer Alter der Stadt.

Wenn ich dachte, durch meine Rede Ruhe zu schaffen, so hatte ich mich gänzlich geirrt. Vielmehr schienen sie die Worte als eine Aufforderung zu weiteren Aktionen anzusehen. Fritjof Koock zum Beispiel versuchte zwischen zwei Stühlen die Kippe, und der kleine Humboldt schrie um Ruhe, da er etwas zu sagen habe.

Und nun stand er auf dem Stuhl, den einen Fuß

auf der weißen Decke des Tisches, zwischen den Rotweingläsern, und die Nachmittagssonne hüllte ihn in ihre goldenen Schleier, und alles zitterte an ihm vor Freude und Lustigkeit. Und dann begann er:

„Ich wollte Ihnen nur sagen, daß wir sehr fröhlich sind, Herr Kandidat. Auch über Sie. Denn wir hatten nicht gedacht, daß es so schön wäre mit einem Lehrer, der gar kein richtiger Lehrer ist. Sondern der Herr Kandidat ist ja wie wir. Nicht wahr? Ja. Und ferner wollte ich wegen der Fahrt sagen, daß wir Ihnen dankbar sind. Das heißt, wir mögen Sie alle sehr gern leiden, und wenn Sie uns vielleicht auch vergessen, weil Sie weggehn, so vergessen wir Sie noch lange nicht. Das können Sie sich gesagt sein lassen. Wir vergessen Sie nie. Niemals. Am meisten aber wegen der Kaninchenjagden, und dann freuten wir uns immer schon des Morgens auf die Schule. Ich wenigstens tu' es immer. Das heißt, ich liege im Bett und denke, ob du wohl vielleicht gar nicht so heißt, wie du heißt, und ein Verwandter bist vom Kandidaten? Nun, ich möchte fast Ihr Bruder sein, und die Chrysanthemumblumen, die ich neulich Ihnen gebracht habe, die werden wohl bald verschimmeln. Aber den kleinen Federhalter aus Hartgummi, den sollen Sie behalten. Wirklich, ich will ihn nicht wiederhaben, nein, Sie sollen ihn mitnehmen."

Pause.

„Herr Kandidat, wir mögen Sie alle gern leiden. Und ich will Ihnen auch meine Liebigbilder schenken — wenn Sie sie haben mögen. Denn wir sind hier jetzt so riesig nett alle, und ich möchte ein Hoch auf Sie ausbringen."

Pause.

„Aber was ich noch sagen wollte, vergessen Sie uns ja nicht. Wir bitten Sie darum, vergessen Sie uns nicht. Wenn es der ist, der neulich sich bei Blum vorgestellt hat, so wollen wir ihn nicht. Wir werden ihn ärgern, und es wird sehr schlecht werden, indem wir immer an Sie denken werden. Diese Tour aber ist das Schönste, was Sie uns geschenkt haben, denn nie sind wir so lustig gewesen, und es war alles sehr schön. Wir bewundern Sie, weil Sie so sind. Und dann . . .“

Pause.

„Daß Sie dies für uns bezahlen wollen, können wir ja eigentlich nicht annehmen. Wir tun es aber und schenken Ihnen am Schluß etwas dafür zum Andenken. Das können Sie glauben. Wir danken Ihnen auch für die Freistunden, und eigentlich mußten Sie doch Ihre Pascalarbeit machen nachmittags, und dann gingen Sie trotzdem mit uns auf Kaninchenjagd.

Wir möchten, daß Sie nie traurig sind. Und wenn wir Ihnen irgend etwas getan haben, dann vergessen Sie es. Wir möchten nicht, daß Sie wieder so aussehen wie neulich Morgen. Und dann noch wegen Ihrer Frau. Oder vielleicht ist es ja ein Mädchen. Aber wir wollen nicht, daß Sie traurig sind über sie. Vielmehr müssen Sie sich abwenden von ihr, wenn sie nicht will, was Sie wollen. Oder sie muß sich ändern. Wir wollten es ihr schon geben, wenn sie mal käme. Denn das haben wir vorhin auf dem Heuhaufen schon gesagt: Wie können wir ihm wohl die größte Freude machen?

Ja, wir wollen Sie nie vergessen. Und nun wollen wir ein Hoch auf den Herrn Kandidaten ausbringen. Wenn auch die meisten Gläser schon leer sind. Und

vergessen werden wir Sie nicht. Sondern dieser Tag mit den bunten Wagen, und ich fand es besonders schön, was ihr vielleicht gar nicht gemerkt habt. Nämlich der Herr Kandidat hat Feuerwerk gekauft, und heute abend soll vor der Schule Feuerwerk gemacht werden. Und dann fahren wir nach Haus. Ich freu' mich auf die Chaussee, wo es so steil runter geht, und vielleicht läßt Martin mich fahren. Ich kenn' die Pferde ganz genau. Man muß ihnen nur keinen ‚Spielraum' lassen, sagt Martin. Ach ja, Herr Kandidat, wir sind Ihnen ganz unheimlich dankbar, und wir mögen —, wir mögen gar nicht denken, daß Sie nun weggehen, Herr Kandidat, weggehen. Können Sie denn nicht? Sagen Sie, können Sie denn wirklich nicht bleiben? Wir würden ja gern doppelt lernen, Herr Kandidat. Auch Fritzel Homann — hat er gesagt vorhin auf dem Heuhaufen. Ich möchte Ihnen wirklich sagen, Herr Kandidat, — ich kann gar nicht mehr. Wir wünschen es sehr, und haben schon gedacht, ob es nicht vielleicht so ginge, daß — Aber ich mag es gar nicht sagen. Nein. Ich sehe ja. Sie wollen nicht, Herr Kandidat. Das ist sehr schwer für uns . . ."

Bei diesen Worten kamen dem kleinen Humboldt die Tränen, und er stellte sein Glas hin und bedeckte das Gesicht mit seinen kleinen Händen und setzte sich auf den Tisch. Und die Füße hatte er auf dem Stuhl, wo er eben gesessen. Und durch sein Weinen gerieten die Zehn, die ihm mit großen Augen gefolgt waren bisher, gänzlich außer Fassung und Sprache. Und bis auf den Sohn des Wiesenmüllers begannen sie alle zu schluchzen — tief aus dem Herzen, nicht, wie wenn Mädchen weinen. Der Sohn des Wiesenmüllers aber blickte den

kleinen Humboldt eine Weile ganz versteinert an. Dann fing auch er plötzlich zu weinen an. Aber ich wußte, daß es nicht mir galt.

So saß ich an der Ecke des Tisches. Und die elf kleinen Seelen lagen zappelnd in der Septembersonne vor mir da, zwischen verklungenem Lachen und Rotweingläsern und Astern und Ginsterkraut. Aber gesagt habe ich nichts.

Vielmehr haben wir auf der Heimfahrt noch kräftig eins gesungen. Und in Dobbertin waren wir noch in der Chausseewirtschaft, haben den Radetzkymarsch aufspielen lassen und auch „Jule“ gewürfelt. Und wenn der kleine Humboldt den steilen Berg auch nicht hinunterfahren durfte, so bekam er die Zügel doch, bis wir auf der Spitze waren. Und das, ihr Lieben, muß ich euch doch noch erzählen.

Nämlich die Sonne ging unter. Das heißt, so wie sie im September untergeht zuweilen, nicht sehbar und klar, sondern gänzlich in goldenen Schleiern sich verwickelnd und so heimlich verschwindend. Und wir fuhren gegen die Sonne. Das ist für Pferde nicht gut. Und darum durfte der kleine Humboldt auch nur bis zur Spitze lenken. Nun, und weil es bergan ging, so sahen wir das Land nicht, das dahinter lag, sondern nur die scharfe Linie des Berges gegen den gelben Himmel hin. Und es war uns allen, als ob, wenn wir nun gleich an die Linie kämen, wir dann hineinfielen in den gelben Himmel und die Sonne. So war es. Ich weiß nicht, ob ihr es versteht. Aber so war es. Der kleine Humboldt hatte die Zügel, und die Blumen hingen welk, und wir fuhren gerade in das gelbe Schleiermeer.

Das Feuerwerk nachher war dann durchaus gelungen. Das kleine Wachtlokal zitterte in dem roten Licht. Und der kleine Humboldt holte das mißglückte Hoch auf den Kandidaten nach. Es hallte kräftig über den Hof, und ich glaube, schon jetzt schämten sich alle der Tränen, die sie in Bredow vergossen.

Dies ist durchaus nicht die einzige Fahrt, die ich in den sieben Wochen unternahm. Wohl aber die in vieler Hinsicht merkwürdigste. Auch könnte ich noch sehr viel mehr erzählen von den schönen Schulstunden. Auch von dem kleinen Humboldt, wie er zum Beispiel eines Abends bei mir erschien und sagte, daß er seine Mutter nicht mehr küssen könnte, seitdem er das alles gehört. Und vieles andere, was von der Erde bis in die Sterne reicht.

Bald nach der Bredower Tagfahrt stand ich mit meinem grauen Segeltuchkoffer wieder auf dem Bahnhof. Bei dem Photographenkasten blieb ich noch einmal stehen. Ich wußte nunmehr, wer jene Gruppe war, und wer der Mann mit dem Bart, und auch, wer der Knabe unter dem Baum. Die Jungens auf dem Bahnhof hielten sich tapfer. Der kleine Humboldt stand auf der nächsten Station mit einem großen Strauß von Astern. Ihr denkt wohl, er habe geweint? Nimmermehr. Er trug sein stolzes Lächeln wie sonst. Die kleine blaue Ader war freilich gespannt. Aber die Augen ließen sich nichts merken. Was er nachher getan hat, was er im Innern litt — was darf ich daran denken? So habe ich ihn in der besten Erinnerung. So habe ich ihn euch zu übergeben.

Nämlich der Zug macht nicht die geringste Biegung bei Hohenkirchen, sondern man kann kilometerweit zurück-

blicken aus dem Fenster. So sah ich noch lange, wie der kleine Humboldt mit seinem weißen Anzuge und dem wehenden Tüchlein gegen das rote Stationsgebäude sich abhob. Und erst als wir dicht vor Neustadt in das kleine Birkenwäldchen bogen, war alles vorbei.

Der Tod des jungen Oesterley



s war Jasper Oesterley eben gegangen, wie es einigen vor ihm ging mit der Liebe: sie wurde ihm eine Krankheit zum Tode.

Schon in jener Frühlingsnacht, da sich die kleine Gesa Stüwen voll ängstlichen Schweigens ihm an die Seite gedrängt und seiner Küsse Glut so willig trug, wie nur ein böses Mädchengewissen es kann, schon damals ahnte Jasper Oesterley, daß er an dieser Liebe sterben müsse. Und die Jahre hatten ihm recht gegeben.

Wir wollen keine neuen Geschichten erzählen — denn die Geschichten sind immer dieselben, aber die Menschen, wie sie lachen und weinen, das ist ewig neu.

Kurz: Jasper Oesterley lag zum letzten Male auf dem Exerzierplatz draußen vor der Stadt, von wo man rechts die Kirche sah und die Fabriken, in der Mitte den Wald und links die kleinen Landhäuser mit den roten Dächern und den grünenden Gärten. Ganz hinten über dem Horizont lagerte eine ewige graue Wolke, und wer genau horchte, vernahm ihr stilles Sausen. Das war die große Stadt.

Es war ein Frühlingsmorgen, als Jasper Oesterley auf dem Exerzierplatz lag. Vom Walde her bliesen die Husaren, in den Gärten grub und pflanzte man, junge Mütter fuhren die Kindlein zum ersten Male in der

Sonne, der Grünmann ging von Haus zu Haus, und die Mädchen liefen schon ohne Jackett umher.

Als Jasper dies alles sah, wurde er weich und dachte an die letzten Jahre und dachte einen Augenblick, warum er nicht bleiben könnte und den Sommer sehn, der aus diesem Frühling wurde. Als er aber an die kleine Gesa Stüwen dachte, die dort links unter dem Turme wohnte, und an seine Liebe zu ihr, und wie sie zugrunde ging, da wurde er wieder fest. Um Mittag ging sein Zug. Bis dahin mußte er ja die Briefe geschrieben haben.

Als Jasper Oesterley die Briefe schrieb, war er zweiundzwanzig Jahre. Der erste Brief war an seine Eltern. Er war kurz und lautete so:

„Wenn man sterben will, darf man nicht mehr heucheln. Ihr werdet sehr traurig werden über diesen Brief. Aber ich habe Euch nie lieb gehabt. Ihr waret mir vielleicht am fernsten von allen, mit denen ich umging. Und wenn ich jetzt sterbe, kann ich Euch nicht einmal danken, denn das einzige, was Ihr mir schenktet, das Leben, ist mir eine Plage. Ich weiß, daß Ihr jeden Abend und jeden Morgen betet. Dies ist also mein letzter Rat: Betet fleißig! Vielleicht, daß Ihr es leichter tragt.

Jasper."

Er las den Brief noch einmal durch. Bei dem letzten Satze stockte er. Aber nur einen Augenblick. Dann schloß er den Brief.

Den nächsten wollte er an die Sonja schreiben. Die Sonja war eine Russin, mit der er einen Sommer in Zürich zusammengelebt. Er wußte ganz genau, wovon er ihr schreiben wollte — nämlich erstens von jener

Nacht in Engi, dann von den „netten, bescheidenen deutschen Bürgerstöchtern", über die sie immer gespottet hatte, und am meisten von seinem baldigen Tode, und daß er so sterben wollte, wie es ihr gefallen würde — stolz und so ganz und gar ohne Kompromiß.

Doch als er begann, weiter an die Sonja zu denken, fiel ihm ein, daß er gar nicht wüßte, wo sie jetzt wäre. So mußte er denn diesen Brief aufgeben.

Aber er hing sich an seine Gedanken . . .

Zürich . . . Wie viele Menschen hatte er dort liebgewonnen! Zum Beispiel Frau Rebiczek, jene Polin aus Warschau mit dem seltsam grau glänzenden Haar, über welches das philosophische Seminar sich während des ganzen Semesters nicht beruhigen konnte. Ein blankes, jawohl, aber ein mattblankes Haar! Weiß Gott! Woran erinnerte ihn die Farbe nur?

Jasper wühlte mehrere Minuten in seiner Erinnerung, aber er konnte es nicht finden. Über das Perlmutterbriefmesser aus Spiekeroog, über den blanken Hamburger Stintfisch und die Petroleumflecke auf dem Norderkanal kam er schließlich drauf: Es war die Farbe von Pulex tapetaris. Pulex tapetaris, so hatte Elmos die kleinen zentimeterlangen Tausendfüßler genannt, die im Winter allabendlich die Wände seines Schlafzimmers bevölkerten, als er noch bei Hogetopp in der Roserstraße wohnte. Ein unheimlich glänzendes Grau war es. Aber wenn man das Tierchen in die Brust stach, erlosch der Glanz. Natürlich. Bei den toten Stintfischen war es doch ebenso. Und ob die Haare von Frau Rebiczek im Tode wohl auch noch so matt schimmerten?

Ja, und dann war da noch eine gewesen, einund-

zwanzig Jahre alt, die hatte ein kleines Töchterchen gehabt — und dem hatte Jasper Oesterley in der Pause mal die Hand gegeben.

Ja, und dann die kleine Wittfoht, die neben ihm immatrikuliert wurde und mit langen Zöpfen Medizin studierte.

Und dann — — — als Jasper jetzt zufällig aufblickte und den kleinen vorlauten Turm aus den Ulmen gucken sah, begann ihn ein leises Zittern zu befallen. Er dachte nämlich an die kleine Gesa Stüwen, die unter ihm wohnte, mit ihren Haaren, die wie gelber Weizen sich über den Nacken legten, und mit ihren Wangen, die weich waren wie junge pfingstliche Blätter. Und sein Zittern wurde heftiger.

Der junge Oesterley war überzeugt, daß es einen seelischen Schmerz gar nicht gäbe. Er empfand alles physisch. Er konnte schon als Knabe nicht lange Musik hören. Entweder versetzte sie ihn in einen solchen Freudentaumel, daß ihm unmöglich war, ruhig zu sein — er mußte sich irgendwie körperlich erlösen von ihr, — oder sie bereitete ihm solch heftige körperliche Schmerzen, daß er fliehen mußte. Er konnte Beethoven selten zu Ende hören.

So äußerte sich ihm auch das Schmerzhafte dieser Erinnerungen rein physisch: Jemand stieß ihn fortwährend gegen den Hinterkopf. Und von der Erschütterung schlug das Blut gegen die Stirn. Ekel wühlte sich wie ein galvanischer Strom durch seinen ganzen Körper, und wie einen Sack riß er ihn hierhin und dorthin. Es war auch ein Dämon der Sehnsucht da und des Lebens, der ihn rief. Aber der andere schlug ihn mit der Faust, daß er stille ward.

Jetzt wurde Jasper aufgeschreckt durch einen Trupp Husaren. Vorn ritt ein Unteroffizier mit rotem, dickem, glattrasiertem Gesicht. Das war der, über den sie immer auf dem Balkon gelacht hatten, wenn er unten vorbeiritt, nämlich die kleine Gesa und ihre Mutter, damals als sie noch zu Jasper Oesterley du sagten.

Als der Trupp vorbei war, begann er seinen Brief an Gesa Stüwen.

Ihr sollt nicht lachen über diesen Brief. Gewiß: er bläht sich an einigen Stellen. Und wenn Jasper jetzt noch lebte, ich wäre der erste, der ihn damit um die Ohren schlüge. Aber nun ist Jasper tot.

Und er starb an diesem Brief.

Der Brief lautete so:

„Meine Liebe! Wenn ich Dir danken wollte, würde es nichts als leerer Schall! Und wenn ich Dich rühmen wollte, würde es nur ein hohles Wort! So lieb habe ich Dich.

Mein Tod soll Dein Ruhm sein und mein Leben Dein Dank! Meine Liebe! Ich bin bange um Dich! Ich bin bange, Du glaubst, daß ich Dir zürne!

Ach, ich habe Dich so lieb, daß ich für Dich sterben will.

So lang ich Dich kenne, kleine Gesa, bist Du bei mir! Ich bin keinen Morgen erwacht, ohne an Dich zu denken, keinen Abend zu Bett gegangen, ohne Deinen Namen vor mich hin zu sagen. Eh ich Dich sah, lebte ich in Gott! Dann bist Du mir eine Göttin geworden!

Die weißen Frühlingswolken am Himmel und die

roten Gänseblumen auf den Wiesen — sie redeten ja nur von Dir, und alles, was aus den Tiefen meiner Seele kam an Gutem und Bösem, das hast Du geschaffen! Und wie ich vor Gott verstumme, so ist Dank gegen Dich ein leerer Schall und Ruhm ein hohles Wort.

Jetzt, wo ich zum Sterben gehe, darf ich nicht heucheln. So wisse denn, liebe kleine Gesa Stüwen, daß ich Deinen jungen Leib lieber habe als alle Wolken und jungen Tannen! Dein Haar ist mir mehr als die Gnade aller Könige, und Deine hellen Augen lieber als der Priester Trost! Ich wollte auf alle Weisheit und Erkenntnis und Glauben und Hoffnung lächelnd verzichten, wenn Gott mir Deinen seligen Leib schenkte. Und wenn er mir in der Rechten das Paradies ohne Dich böte und in der Linken die Hölle mit Dir — ich würde des Paradieses lachen und mit Dir leiden. Darum muß ich ja auch sterben, weil ich ohne Dich nicht leben kann. Du, es ist eine windige Zeit jetzt! Und die Menschen kennen die starke Liebe nicht mehr. Verschwunden sind die Tapferen. Keiner fordert das Leben mehr zum Kampf!

Liebe kleine Gesa! Sieh mal an, so lieb habe ich Dich! Ich kann es nicht fassen, daß ein anderer wäre, dem Du Deinen Mund bötest! Und ich will nicht leben, wenn ein anderer Dein Goldhaar um die Finger schlingt! Lieber will ich mein Leben vernichten als das sehen!

Und ich habe solche Angst, meine Liebe, solche Angst vor dem Leben! Das weißt Du. Es ist ein schamloses Ungeheuer und wirft uns, wohin wir nicht

wollen. Ach Du, ich will lieber sterben, als das mitansehn: wie dies Ungeheuer mit seinen Krallen auch meine Liebe erwürgt, so wie es Deine ja schon erwürgt hat.

Lebe wohl, liebe Gesa, liebe lüttje Gesa, leb wohl. Das Letzte will ich Dir sagen, wenn ich morgen zwischen den Bergen im Schnee liege! Denn wie all mein Leben aus Dir geschah, so soll es auch mein Sterben sein! Der heilige Paulus redet viel von seinem Leben in Christo. Jetzt verstehe ich ihn! Lebe wohl, lüttje Gesa, lebe wohl!

Liebe, lüttje Gesa, grüß die Bank ...

Jasper Oesterley."

Dreimal las Jasper den Brief, ehe er ihn schloß. Ihn fror noch ein wenig. Aber sonst war er ruhiger geworden. Nur der Kopf schmerzte.

Dieser Brief war ihm eine große Anstrengung gewesen. Seit vielen Tagen hatte er sich nicht so konzentriert wie jetzt! Er hatte gar nicht mehr zusammenhängend gedacht: seine Seele war hierhin und dorthin geflüchtet! Aber er empfand jetzt auch eine gewisse Befriedigung: So, wie wenn ihn früher tagelang eine bekannte Melodie suchte, und er sie endlich fand.

Die Sonne stieg höher! Die Husaren ritten wieder nach Hause. Jasper Oesterley schlief ein. Zwar war es kein Schlaf! Vielleicht hatte er gar die Augen offen Aber seit zwei Tagen schlief er ja überhaupt nicht anders!

Er wurde wieder aufgescheucht von fünf Gymnasiasten, die lärmend vorüberzogen, die Taschentücher zusammengeknotet, um Pilze zu sammeln.

Jasper Oesterley sah nach der Uhr. Es war halb

elf. In zwei Stunden ging sein Zug. Und er hatte noch einen Brief zu schreiben!

Aber ihm war kälter geworden. So sprang er auf, rieb sich die Schenkel, nahm seinen Stock und wanderte in der Richtung des Waldes hin. Im Schützenhof ließ er sich einen starken Grog machen. Ob er nicht hereinkommen wolle? — Nein, er säße lieber draußen. Ob sie denn nicht wüßten, daß Frühling sei.

Als Jasper den Grog gekostet hatte, schrieb er seinen letzten Brief. Der ging an Klindworth in Marburg und lautete so:

„Lieber Klindworth! Ich danke Dir für Deine Briefe und Karten! Gleich als wüßtest Du, um was es sich hier handelt. Auch dafür danke ich Dir, daß Du so selbstlos schriebst, ohne je eine Antwort zu erhalten. Lieber Klindworth! Dies ist der letzte Brief. Es hat sich nach der andern Seite gewendet, und Du weißt, daß das für mich den Tod bedeutet!

Wir wollen nicht lange Worte machen. Aber ich muß es Dir sagen, Klindworth, ich habe eine so recht herzhafte Freude, wenn ich an Dich denke. Denn ich liebe Dich, Klindworth, mit all den Tiefen und Windungen Deiner Seele, die ich nie verstand. Und ich denke, daß auch Du Dich freust! Denn so seltsam es ist mit der Freundschaft in dieser Zeit, so haben wir uns dennoch einander getragen. Klindworth, Klindworth, manches schroffe Wort liegt zwischen uns, und in den bangen Stunden waren auch wir immer allein, aber wir wollen uns dennoch freuen.

Und damit möchte ich Dir Lebewohl sagen! Grüße die Brüder und Schwestern, die wir zusammen so lieb

hatten, nämlich den Wald und die Wiesen und die Lerchen und die Schmetterlinge und die weißen Wolken.

Ach, Klindworth, ich dachte doch, ich sei stärker — siehst Du, da kommt mir doch eine Träne ins Auge, eine richtige Träne.

Ich fahre gleich fort und komme heute abend mit dem zweiten Schnellzuge vorbei. Ich weiß, Du siehst sie alle. Doch nun zu Ende mit dem Greinen!

Klindworth, ich weiß, Du bist noch keinem Weibe nahe gewesen. Wenn es aber geschieht, möge es Dir zum Leben sein und nicht zum Tode! Ein drittes kennst ja auch Du nicht. Lebewohl.

Dein Jasper Oesterley."

Er blickte lange auf den Brief. In der Träne, die auf ihn niedergefallen, spiegelte sich ein Sonnenstrahl! Andere fielen in das Glas und warfen gelben Glanz auf den Holztisch. Jasper mußte wieder an die kleine Gesa Stüwen denken, mit der er sich früher über den purpurnen Glanz des Weines gefreut hatte, früher, wenn sie bei Tische saßen, als sie noch du zu ihm sagte.

Hierauf überlegte er, welchen Weg er zum Bahnhof nähme. Er konnte entweder durch den Wald gehen. Da wäre er allein und käme an der Wiese vorbei, auf der er mit ihr eines Nachts gesessen. Oder er machte den Umweg vor ihrem Hause entlang. Dann aber mußte er eilen. Es war nur noch eine halbe Stunde.

Er ging nicht durch den Wald.

Als er die ersten Häuser erreichte, grüßte ihn der alte Briefträger. Jasper Oesterley hatte ihn ein Jahr lang nicht gesehen und empfand eine stille Freude über den Gruß. Wie es ihm denn ginge? Er wäre doch

bald zu schwach für den Briefdienst. — Ja, wenn er freilich so schnell marschieren würde wie der junge Herr.

Jasper mäßigte seinen Schritt. Man sollte nichts Auffälliges an ihm merken. Als er an die nächste Biegung kam, griff er zu den Briefen und warf sie in den Kasten. Dabei fiel ihm plötzlich seine Mutter ein, und er fühlte ein Brennen über den Augen. Aber es war bald zu Ende. Auch mußte er einen Gruß erwidern! Wohin der wohl wollte, der dicke Apotheker! Er hatte den Gang einer Kuh, und sie hatten früher viel über ihn gelacht. Plötzlich merkte Jasper Oesterley, daß es ihm schwer wurde zu gehen. Und er wollte doch dem Apotheker nach, der fünf Häuser weit von ihr wohnte.

Er wußte nicht, woran es lag. Er stand noch immer am Briefkasten und sah auf den weißen Knopf. Um halb eins wurde er geleert. Da ergriff ihn Angst, er möchte den Zug versäumen, und er schleppte sich fort. Aber sein ganzer Leib schlotterte. Er glaubte, alles Blut wiche aus den Adern, und er würde leicht wie zum Tode. Oder alles Blut erstarrte und würde fest und machte ihn zu einer Säule. Dabei fühlte er, wie sein Körper kalt wurde, und der Schweiß rann den Rücken hinab.

So faßte der Tod den jungen Oesterley.

Zuweilen kommt er milde und legt seine kalte Hand zwischen die Schultern, daß das Herz stille steht.

Bei Jasper Oesterley kam er, griff tief in seine Brust, daß es ihm wehe tat, und riß ihn durch alle Schönheit hinter sich her, bis er ihn auf dem Gotthard in den Schnee warf.

Da war ein Morgen, Jasper Oesterley, der ist schon lange her. Da sah ich dich auf einem Berge sitzen und in die Zukunft denken. Rote Sonnenstrahlen spielten in deinem Haar, und ich glaube, es war eine große Freude in deiner Seele, und als Jesus über die Berge wandelte und dich sah, lächelte er. Denn er sah, daß er nicht umsonst gestorben war.

Wer riß dich von dem Berge herab in diese Stadt? Wer schlug deine Gedanken, so daß sie nicht mehr klar sind? Und wer brannte in deiner Brust dies wilde Feuer an? Und wer hat dich so zugerichtet, daß dein Haupt ist wie ein leerer Krater?

Und dann war da ein Abend, kleine Gesa Stüwen, der ist noch gar nicht lange her. Da sah ich dich auf dem kleinen Balkon stehen und über den schweigenden Garten blicken! Du hattest deinen weißen Arm ausgestreckt gegen die Tür hin, und das weiche Mondlicht spielte mit deinem Gewand. Wie eine silberne Welle floß dein Haar! Und ich glaube, es war eine Träne in deinem Auge, eine Träne, die du dem jungen Oesterley weintest, den du lieb hattest.

Warum verschläfst du jetzt die stillen Mondnächte? Oder warum bringst du sie hin mit eitlem Geschwätz? Wer hieß dich in den Kreis der laut Lärmenden treten und Gefallen finden an ihrem Tand?

Es ist ein schamloses Tier, das Leben.

Vier Häuser trennten Jasper Oesterley noch von ihr. Er entschloß sich, auf der gegenüberliegenden Seite des Hauses zu gehen. Wenn sie, wie sonst, im Erker saß und nähte, könnte sie ihn sehen.

Je mehr er in die Nähe des Hauses kam, desto hef-

tiger wurde sein Zittern. Den Stock hielt er eigentlich nicht mehr, er hing in seiner Hand. Und der Druck im Kopf wurde stärker, besonders über den Augen. Er zwinkerte, als er jetzt hinübersah.

Das Erkerfenster war geöffnet! Sie war mit den Blumen beschäftigt. Aber sie sah ihn nicht. Da bekam er Angst. Denn ihm schien es plötzlich durchaus notwendig, daß sie ihn sah. Zum Teufel, was brauchte er denn zu sterben, wenn sie ihn jetzt nicht sähe!

Er blieb stehen, nahm den Hut ab und blickte mit ängstlichen Augen hinauf. Nach einer Minute mußte er sich an einen Baum lehnen. Er fühlte plötzlich einen starken Hunger. Sie war jetzt zurückgetreten, anscheinend ohne ihn zu sehen. Seine Angst wurde größer. Auch dachte er plötzlich an den Zug und die Briefe, und daß er ja sterben wolle. Er sah gar nicht, daß ein Kinderwagen neben ihm hielt und zwei große Augen auf ihn starrten, und daß ihr Vater jetzt im Garten erschien. Er hielt den Baum mit dem rechten Arm fest, denn es wurde ihm alles gelb vor Augen.

Jetzt war es wie Schwefeldampf und langsamer Tod. Kleine blaue Flämmchen kamen auf ihn losgeritten. Dazwischen erklang ein grelles Geschrei, wie wenn Pferde in den Flammen stehn.

Und jetzt war es ganz anders! Es war ein goldenes Meer von Mädchenhaaren. Die schlangen sich weich um seinen kranken Leib. Wohin er griff, faßte er sie: weiche, dünne, goldene Haare. Und es war auch Musik da ... aber ganz weit weg, — wie er sie einmal unten im Süden gehört hatte — weit auf den Wassern ...

Ein Mann griff ihn unsanft am Arm. Ob er einen

Wagen wünschte ... Wie? Er sei doch krank! Ob er einen Wagen wollte oder gehen könnte? — O, er bäte um Entschuldigung, er wäre nur zufällig hier vor'm Hause ... zufällig, wirklich ganz zufällig gerade vor diesem Hause. Aber er müsse gleich abreisen! Gleich! Und er gehe ja schon.

Unter den Umstehenden waren die fünf Gymnasiasten vom Morgen. Sie hatten nichts gefunden und johlten nun hinter ihm her. Er mußte noch einmal zurück, denn er hatte seinen Stock vergessen. Da sah er, wie im Erker mehrere Frauen sich drängten und heruntergucken, aber er erkannte sie nicht. Seine Augen schmerzten, und er wagte kaum aufzublicken aus Scham vor den Umherstehenden. Er eilte durch die wenigen Straßen wie ein Verrückter. Er guckte bei der Goetheanlage nicht nach links, und an der Claudiuswiese lief er vorbei, als hätte er dort nicht vor drei Jahren Arm in Arm mit den Mädchen das Mondlied gesungen. Der Zug keuchte schon von weitem. Aber es waren noch zwei Minuten. Er nahm ein Billet bis Hamburg.

Das Straßengetöse der Großstadt war Jasper früher unerträglich gewesen! Jetzt war es ihm Wollust. Besonders das Zischen an den elektrischen Drähten! An den scharfen Straßenecken, wo sich die Wagenräder der Bahn schreiend gegen die Schienen drängten, war es ihm eine Lust zu stehen und zu horchen. Er hatte nie ein so intensives Lebensgefühl gehabt wie jetzt. Ein Kutscher peitschte sein Pferd. Er glaubte es selber mitzufühlen! Aber es war eine Lust und tat nicht weh. — Bei einem Auflauf stellte er sich mit lauten Worten auf seiten des Schutzmannes und verteidigte ihn warm. —

Einen entfernten Bekannten begrüßte er als „lieben Freund" und bedauerte, daß er nicht eine Flasche mit ihm trinken könne. — O, sie träfen sich ja sicher noch einmal wieder. Ob er denn lange bliebe?

Nein, nicht sehr lange . . .

Nun war Er wieder da, Jasper Oesterley! Er trat aus dem Torweg, griff nach dir und schleppte dich weiter! Wärest du so stark und so klar wie früher gewesen, du hättest ihn sicherlich von dir gestoßen! Aber so warfst du dich ihm wollüstig zu Füßen!

Es wäre noch möglich gewesen, den ersten Schnellzug zu benutzen, der eben eingefahren war! Aber Jasper wollte versuchen, noch etwas zu essen, und dann hatte er ja auch an Klindworth geschrieben: „mit dem zweiten Zuge".

Wie das alles schon weit hinter ihm lag, der Morgen auf der kühlen Wiese und die Briefe und der Anfall vor ihrem Hause. Aber der hatte sicher auch mit an dem Hunger gelegen — ja, er mußte etwas essen.

Ein ehemaliger Schulkamerad ging vorbei. Jasper tat, als kannte er ihn nicht.

Von dem Fleisch ließ er die Hälfte stehen, dagegen trank er gierig heißen, starken Grog!

Wenn ihr an einem kalten Winterabend in die Stube tretet und die Menschen um den heißen Grog versammelt seht, sollt ihr euch freuen. Aber wenn ihr an einem warmen Sommermittag oder -morgen seht, wie ein einzelner ihn gierig schlürft, dann achtet auf, es liegt etwas dahinter.

Jasper fühlte sich jetzt leichter. Eine wohlige Wärme lief ihm bis in die Fingerspitzen! Er ging auf dem

Perron auf und ab. Er dachte wieder an Gesa Stüwen, als sie nach Kopenhagen reiste und er ihr hier Adieu sagte. Aber die Erinnerung tat ihm nichts. Wie ein weißes Wölkchen zog sie vorüber.

Der Anblick der zwei großen Maschinen, die den Zug hereinschleppten, rüttelte ihn auf. Ach, er liebte diese schwarzen Riesen. Und wie sie mit ihren roten, schwindelnden Kreisen den Schienen den Weg abwühlten, und aus den Nüstern den Dampf warfen und den Rauch und die tausend Fünklein, die wie goldene Fliegen blitzten, wie hatte er das schon als Knabe bewundert!

Er ging jetzt den Zug entlang, um die Wagen zu prüfen. Zwischen Hamburg und Zürich kannte er jeden Schnellzug! Er wußte die Anzahl der Wagen und kannte den Ort ihrer Bestimmung. Er setzte sich in den dritten Wagen, der bis Chur lief. Das Kupee war leer. Und er hatte sich eben in dem weichen Plüsch niedergelassen, als er einschlief. Diesmal war es ein wirklicher, tiefer Schlaf . . .

„Das Haus darf nicht im Walde liegen! An einem Berge wollen wir es bauen, der weit ins Land schaut. Und es dürfen keine hohen Bäume darum wachsen. Sondern die Sonne soll hineinscheinen von allen Seiten. Kleine, lüttje Gesa, wo wollen wir denn unsere Hochzeit feiern?

Ach, nicht in den dumpfen Gemächern bei Nacht! Sondern wenn die Sonne aufgeht und die Vögel sich schütteln, auf der grünen Moosdecke, da will ich dir ein weiches Lager bereiten. Aber Gesa Blondhaar, warum ist denn dein Mund so kalt, wenn du küssest?"

„Das kommt, weil ich einen andern lieber küßte als dich! Aber es ist lange her! —“

„Ich glaube, du, man ruft uns. Gesa, die Mädchen rufen uns unten im See, die kalten, die sehnsüchtig sind nach den Seelen der Menschen!“

„Nein, nein! Mich rufen sie nicht! Aber komm, gib mir deinen Mund, daß ich dich küsse, wenn ich dich auch nicht liebe! Denn es ist ein verfluchtes Leben . . .!“

Als Jasper erwachte, fror ihn. Das Fenster war halb geöffnet, und er war schon zwei Stunden gefahren.

Als er sich erhob, war ihm sein Kopf schwer wie nie. Dazu fühlte er etwas im Rücken auf und ab tanzen und seltsam — es ging fast bis ins Gehirn.

Kennt ihr den Hamburger Dom? Dahin kommt jede Weihnacht ein Mann mit einem großen Kasten und einem zehn Meter hohen Balken. „Hau den Lukas!“ ruft er, denn man muß mit solcher Gewalt auf den Knopf der Kiste schlagen, daß der Stift zehn Meter an dem Balken aufwärts schießt und die oben hängende Puppe zur Umdrehung bringt. Oft und lange hatte Jasper Oesterley hier schon gestanden und zugesehen und gewartet: Schlag auf Schlag fiel, der Stift schoß in die Höhe, aber nie erreichte er die Puppe.

So wartete er auch jetzt: Es stieg auf und ab! Höher und höher! Aber bis ans Gehirn durfte es nicht reichen! Davor zitterte er!

Ein Kohlenzug schoß vorbei. Durch die Fensterritzen sog er den säuerlichen Geruch ein.

Er blickte jetzt hinaus! Die Sonne lag gelb über der nassen Heide . . .

Wie hatte er sie lieb gehabt, die Sonne! Mit den

Regentropfen an den Zweigen hatte er Gespräche geführt und jeder moosbewachsene Stein war ihm eine Offenbarung gewesen! Jetzt war es vorbei damit! Und die Menschen, die mit vollen Bäuchen von ihrer Jugendliebe redeten, hatte er schon als Knabe gehaßt.

Es blieb ihm nur noch eine Nacht zu leben und ein Tag. Endlos dünkte ihm diese Zeit.

Aber es war gar kein schrecklicher Gedanke, der an seinen Tod! Dazu brauchte er sich nur der letzten Nächte zu erinnern, dort im Garten unter den Tannen, der Nächte ohne Schlaf, wo er bis zum Morgen auf das eine Fenster stierte und seine wunde Seele zu immer neuen Träumen und Bildern anstachelte. Und er brauchte nur an die Menschen dort oben zu denken! Sie waren alle feist, die Männer und die Frauen! Auch ihre Seelen waren feiste, satte, zufriedene Seelen. Dabei waren sie immer lustig! Und wenn sie sich sahen, lachten sie! Zum Teufel, er hatte immer gedacht, worüber sie wohl lachten.

Wieder sauste ein Zug am Fenster vorbei und scheuchte ihn auf. Er setzte sich hin und begann zu grübeln. Er durfte jetzt nicht wieder schlafen, bis morgen abend im Schnee! Todmüde wollte er dort oben am Gotthard niedersinken und nicht wieder erwachen.

Er wußte selber nicht, wie ihm gerade dieser Gedanke gekommen war! Vielleicht, weil es die leichteste Art zu sterben schien! Denn sich zu erschießen, war Jasper zu ängstlich, und im Wasser zu sterben dünkte ihm häßlich. Auch lockte es ihn, noch einmal die Städte zu sehen, die er lieb hatte. Und dann war es auch so weit weg, da unten. Vielleicht erfuhr es gar niemand . . .

Jaspers Leib war total ermattet! Aber das Gehirn arbeitete noch wie rasend! Auch dies mußte ermüdet werden. Er griff irgend etwas auf: Es war das Poltern des Wagens. Zuerst tat es ihm weh. Aber je mehr er sich in das Poltern versenkte, desto vertraulicher ward es ihm. Ja, er gewann es lieb! Denn schon war es kein einfaches Poltern mehr. Es war ein Lied! Es wuchs zu einem Chor, und jetzt fing plötzlich alles an zu tönen. Dies Klirren der Fenster, welche Musik! Wie zischten und pfiffen die Telegraphenstangen! Hopla! Da tanzten zwei Bäume entlang! Summte es nicht melancholisch an den Fensterritzen? Und wie das brauste dort unten bei den Rädern! Jetzt krachte es in der Decke oben! Wie sie tanzte! Jetzt schwang sie sich in die Luft! Nun lag sie wieder fest!

Und Jasper Oesterley litt nicht mehr unter der Musik wie früher! Seine Seele war frei von ihr! Er schlug ihr den Takt. Er rührte keine Hand — aber alles blickte auf ihn, ob es recht sei. Er rührte keine Hand. Ja, er konnte die Augen schließen! Und doch pfiffen und tanzten sie, wie er wollte.

Da schoß in seine Seele eine Frühjahrserinnerung. Drei Wochen hatte er zu Füßen eines Wasserfalls gelebt. Er hockte nun wieder in dem kleinen Zimmer, es war Nacht, und die Wasser ließen ihn nicht schlafen! Alle Bilder von damals tauchten auf! Und das Geräusch wurde voller. Der lange Haufe von Menschen in weißen Kleidern kam wieder! Sie trugen in den Händen ihre Köpfe und legten sie zu Jasper Oesterleys Füßen nieder. „Die wir unwillig das Leben empfingen" sprachen die Köpfe ... Dann kam eine Schar nackter

Mädchen gesprungen! Sie sangen und lachten, und als sie Jasper sahen, fielen sie ihm um den Hals und küßten ihn! „Wir können nicht lieben, aber lachen können wir und küssen," sagte die eine — und dann lachten sie alle und sprangen weiter.

Und jetzt hockte er nicht mehr im Zimmer! Jetzt saß er unten auf einem Felsen mitten unter dem Wasserfall, und es tobte ihm zu Häupten und zu Füßen. Eine Welle kam und riß ihn mit sich. Das Geschrei wurde immer größer! Aber was war dies? Er hatte ja einen von den toten Köpfen im Arm, ganz fest hielt er ihn. Und was war dies? Um seinen Hals lag ein kalter, weicher Mädchenarm und das Wasser schlug ihm die Haarsträhne ins Gesicht . . .

Mit einem Ruck fuhr Jasper auf. Er hatte doch nicht geschlafen? Zum Teufel, er wollte ja wachen und sterben! Der Zug hielt in Hannover! Jasper stieg aus. Die Sonne stand schon ziemlich tief! Er bestellte eine Flasche Kognak. Eine Flasche! hätte er gesagt. Und zwar eine unangebrochene ganze Flasche!

Man gab sie ihm mit großen Augen.

Dann fühlte er nach seinen Zigaretten. Sie reichten noch! So würde es schon gehen! Viel rauchen und trinken! Und ja nicht schlafen!

Nicht schlafen! Bei Gott, wo war er nur eben wieder gewesen? Sein Kopf tat ja entsetzlich weh!

Bei der Abfahrt gab es großes Hallo. In sein Kupee war ein fetter, im Gesicht zerhackter Bursche getreten; der legte sich ins Fenster und winkte seinen schreienden Kumpanen zu! Jasper wurde bei seinem Anblick übel! Der Mensch roch nach Karbol! Jasper fragte, ob das

Fenster geöffnet bleiben könnte! „Wenn Sie gestatten, lieber nicht!“ Hierauf nahm Jasper Oesterley seinen Stock und seine Flasche und ging in ein anderes Kupee. Aber ihm wurde dort angewiesen, das Rauchen zu unterlassen. Kurzerhand kehrte er zurück! Beim Hinsetzen stieß er den Studenten ans Knie, ohne sich zu entschuldigen! „Sie sollten sich schämen!“ flüsterte Jasper ihm ins Ohr! Darauf tauschten sie die Karten und blickten aus dem Fenster.

In Göttingen stieg der Bursche aus. Jasper begann jetzt heftiger zu trinken, so lange, bis ihn vor der Flasche ekelte.

Als er nach Münden kam, wurde er sehr unruhig. Hier waren sie ja vor einem Jahre durchgewandert, er und Klindworth, zu Fuß von Marburg nach Hamburg. Aber bald wurde er wieder fest! Denn es war vier Tage vor jener Nacht gewesen, die er schlaflos im Fenster liegend verbracht, vor jener Nacht, in der die kleine Gesa zum ersten Male ohne ihn tanzte ...

Jetzt steht Jasper Oesterley am Fenster des Wagens (es ist der fünfte im Zug). Hinter einem kleinen Tannenwäldchen versinkt die gelbe Sonne in einer schwarzen Wolke. Und dies sind die Worte, die er zu der sterbenden Sonne flüsterte:

„Liebe Sonne! Du bist mir eine treulose Schwester gewesen und eigentlich dachte ich meine Zeit ganz anders zu schließen! Weißt du nicht mehr, wie ich als Knabe zu dir betete? Und wie ich morgens Blumen pflückte und sie dir entgegenwarf?

Warum warst du nur so grausam?

Zürntest du, daß ich dich verließ und die Menschenseele anbetete?

Ach, du rechtende Sonne, jetzt komme ich wieder zurück von den Menschen! Es war eine Liebe zum Tode.

Wenn du morgen abend purpurrot über den Bergschnee gehst, wirst du einen kalten Toten treffen! Vergiß nicht, daß es ein alter Liebhaber ist von dir! Geh, geh! Du bist eine kalte Sonne!" —

Als sie durch Marburg kamen, war es schon dunkel. Ein paar Lichter am Berge, das war alles.

Jasper dachte, es würde eine schwere Stunde werden hier! Aber er war von dem langen Stehen so ermattet, daß er sich willenlos in den Sessel warf, nichts hörte und nichts sah.

So merkte er nicht das Licht, bei dem Klindworth arbeitete, nicht die dunklen Wälder, die sie so lieb hatten, mit den kleinen Borkenhäuschen, die so schlechte Verse trugen.

Es war eine halbe Stunde vor Frankfurt, als der Gedanke an ihn trat, ob er nicht leben bleiben könne. Er kam nicht leise und zaghaft geschlichen, sondern trat fest auf, blickte ihn mit klaren Augen an, und Oesterley wurde unschlüssig vor diesem Blick.

Es waren diesmal keine wehmütigen Erinnerungen, die ihn zurückriefen! Aber es gab da ganz tief in ihm eine Stimme, die bisher geschwiegen und nun zu rufen begann.

Und sie rief einfach: Leben! Aber sie rief es in vielen Melodien! Und es wurde Jasper schwer, all diese Melodien niederzukämpfen.

So begann er wieder zu trinken! An einem Waldesrande leuchtete ein weißes Häuschen auf. Jasper lachte und trank weiter. Als der Zug in Frankfurt einlief,

schlug es zehn Uhr. Und Jasper Oesterley fühlte Schweißtropfen auf der Stirn . . .

Die Nacht verging schnell: Er saß am offenen Fenster und starrte ins Dunkle. Aber der mit dem dürren Arm ließ ihn nicht los! Er formte aus den huschenden Schatten quälende Gestalten, Männer, denen die Tränen in den Bart rannen, Frauen, die sich nicht trösten lassen wollten, Freunde, die starr aus dem Fenster sahen, Mädchen, die sich in den Schlaf weinten.

All diese Bilder schlugen Jasper und machten ihn müde. Er hatte vier Nächte nicht geschlafen und das andere war nie Schlaf gewesen. Es war ein harter Kampf! Aber das Trinken ekelte ihn an, und rauchen mochte er auch nicht. So versuchte er auf und ab zu gehen. Aber der Rücken schmerzte ihn. Er setzte sich hin und wollte sich den Wortlaut seiner Briefe wiederholen: „Freiburg" war das letzte, was er hörte . . . Als er aufwachte, war es sechs Uhr. Der Tag graute und nach einer halben Stunde stand er in Zürich auf dem Perron.

Jasper war stark wie nie. Er wusch sich und schlürfte mit Behagen den heißen Kaffee. Er war auch so voll Mut. Wenn er an den Tod dachte, zitterte er nicht. Vielleicht waren es die Erinnerungen, die hier lagen. Sie lagen verstreut umher, auf den Bergwiesen oben und in dem Weingelände, an dem See und auf den grünen Inseln!

Als er den Gotthardzug bestieg und nun durch die blütenweißen Ufer des Sees fuhr, geschah es, daß die Sonne über dem Zürichberg aufging. Da lag die Stadt, die er am liebsten hatte.

Und er stammelte heimlich zu ihr wie ein ängstlicher Liebhaber. Eine Verführerin zum Schönen nannte er sie. Und rühmte die Menschen, die in ihr wohnten.

Aber auch hier ließ es ihn nicht los. Da drüben unter den weißen Kirschbäumen hatte er gelegen und an die kleine Gesa seine Briefe geschrieben, lange Briefe und kurze, Briefe voll Jubel und Weh, — Briefe voll Hoffnung. Aber das war jetzt vorbei. Er war stark geworden! Er hatte den Schicksalsfaden selber in die Hand genommen, — und es lag jetzt bei ihm.

Nein, er wollte nicht länger leben! Was war ihm diese Schönheit noch? Sollte er jetzt darum schwach sein, um nachher wie ein kranker Hund unter diesen Frühlingsbäumen zu liegen?

Hinter Flüelen begann der Schnee! Es fröstelte Jasper, als er ihn sah. Bei Amsteg schätzte er ihn auf einen Meter, bei Göschenen auf zwei Meter. Hier stieg er aus.

Es war halb zehn Uhr und er beschloß, um elf Uhr aufzufahren.

Ein paar Skier waren bald besorgt. Aber man warnte ihn wegen der Lawinen.

Im Bahnhof wollte er essen! Aber er ließ es unangerührt stehen. Dagegen trank er eine Flasche Veltliner fast leer. Dem Kellner wollte er erst ein reichliches Trinkgeld geben, aber er ließ es. Man dächte wohl, er könne nicht ohne Pathos sterben?

Punkt elf lief er ab. Die erste halbe Stunde ging es schwer vorwärts! Der Schnee klebte, und die Beine waren schwach. Ein Schluck Kirschwasser aus der Feldflasche gab ihm wieder Kraft. Sein Kopf war sicherlich

nicht klar. Aber er fühlte auch keinen direkten Schmerz! Nur nicht stehen bleiben! Das Getöse der Reuß bei der Festung hörte er kaum. Durch Andermatt und Hospenthal fuhr er ohne Aufenthalt. Von weitem her grüßten ihn die glänzenden Furkaberge. Er achtete nicht darauf.

Hinter Hospenthal bog er links ein auf die Paßstraße. Hier wurde er ruhiger. Denn er war sicher, keinem Menschen zu begegnen.

Die Mittagsonne brannte heiß auf ihn hernieder. Er mußte sich vor Unwohlsein im Schnee niederlassen. Der viele Alkohol der letzten Stunden begann unter der Hitze zu wirken. Zu anderen Zeiten wäre er eingeschlafen. Aber die Angst, noch weiter zu müssen, ließ ihn nicht zur Ruhe.

So begann er blöde vor sich hin zu faseln. Er greinte von seinen Sünden und seiner schönen Braut, und daß er ihr immer treu gewesen. Er schimpfte auf die Menschen der Stadt! Ob sie mit ihren Vogelhirnen über ihn zu denken wagten? So dachte Jasper Oesterley.

Und es war doch derselbe, den früher die Frauen so lieb hatten wegen seiner zarten Rede. Es ist ein schamloses Tier, das Leben.

Es wäre nun noch von dem Sterben Jasper Oesterleys zu erzählen. Es war ein langes Sterben. Und begann jetzt, als er aufsprang und weiter lief. Ich will nicht sagen, daß Jasper jetzt wahnsinnig ward — denn ich meine, er war wahnsinnig von dem Augenblick an, da die junge Gesa Stüwen ihn küßte, — aber wenn ihr ihn gesehen hättet, weinend im Schnee sitzen und zu der kleinen Gesa beten, oder auch wie er auf den

kahlen Felsen kletterte und Gott fluchte, — ihr hättet es ihm nicht zugerechnet. Um vier Uhr lag er in einer zerfallenen Osteria auf den Knieen und schüttelte das Laub zurecht für sein Hochzeitslager! Und als die rote Sonne um sechs Uhr über den Schnee ging, war er noch lange nicht tot, sondern auf dem Wege nach dem Hospiz, um zwei warme Decken zu holen.

Aber den Mann mit dem dürren Arm kam eine Milde an, und bei der Lucendrobrücke stieß er Jasper Oesterley über den Stein, daß er in die Tiefe stürzte und das Rückgrat brach. Hier lag er wimmernd und schlug mit dem linken Arm das Wasser, bis die Kälte kam und ihn starr machte. Das geschah gegen halb zehn Uhr. Sein Gehirn arbeitete nur noch stoßweise. Das letzte, was er sah, war dies: Die Menschen versammelt um einen goldenen Thron. Zur Rechten die Frommen, zur Linken die Sünder. Auf dem goldenen Thron ein Mann mit langer Krone und weißem Bart. Die Frommen beginnen eben den Lobgesang, als unter denen zur Linken, da wo Jasper lehnt, ein Tumult entsteht. Er fühlt, wie er immer mehr nach vorn gedrängt wird: jetzt steht er mit einem Male außerhalb der Schar allein Gott gegenüber. Sein Rücken schmerzt ihn. Er sieht Gott lange an. „Er wackelt," schreit Jasper plötzlich laut. „Er wackelt. Gott wackelt." Der Tumult wird ärger. Die zur Linken drängen nach, die zur Rechten singen lauter. — Da kommt eine schwarze Wolke über Jasper Oesterley von hinten und er sieht nichts mehr.

Ich habe vergessen, die Personalien des jungen Oesterley anzugeben: Student der Theologie, sechstes Semester, mit guten Seminarzeugnissen und einer mißglückten Predigt.

Frühlingsbriefe zweier junger Pfarrer

Lieber Schomaker!



Jeder neue Morgen reißt tiefere Wunden in meine Seele, und erst die schwarzen Flügel der Nacht fächeln mir leise Beruhigung ...

Derweilen frühlingt es draußen. Die Säfte wandern in den Bäumen, und das brünstige Vieh schreit. Heute mittag buhlte die erste Amsel von der Dachrinne, und auf dem Boden vergnügt sich der junge Märzwind lüstern mit einem losen Ziegel.

Lieber Schomaker, ich schreibe dies, indem das Fenster ein ganz klein wenig offen steht. Aber es ist so ruhig, daß ich höre, wie das Öl sich in die Flamme saugt.

Wo ich hier sitze, kommt mir all das Zeug so närrisch vor. Ich meine, womit ich mich nun herumschlage. Als ob es mir gar nichts anhaben könnte, so ist mir. Aber das sind nur die Abende, wo das Blut sich müde durch die Adern gähnt. Tagsüber wandert es hastend wie die Säfte des Rotdorns unter der Märzensonne und klopft an die Wände ohne Zucht.

Heute habe ich wieder getauft, Schomaker. Es war ein kleines, gefurchtes, fast krebsrotes Gesicht. Und mir wurde sehr schwer, es anzublicken. Weißt Du, ich hatte das Gefühl, es sei ein wirkliches Tierchen, zumal während der Formel grinste es wie ein kleiner Affe.

Weißt Du, Schomaker, ich dachte mir, das alles sollte

besser werden hier in dem weiten, ruhigen Lande mit den Windmühlen. Aber es liegt wohl mehr nach innen. Sie werden mir immer widerlicher, die Kinder. Um meine Hand reißen sie sich. Aber sie bleiben mir wie totes Holz, und ein junger Kirschbaum ist mir lieber. Wer weiß, wie lange es noch dauert. Nachher kommen sie nicht mehr.

Ach, Schomaker, Du weißt, daß ich kein Zelot bin. Dazu habe ich meine Hyazinthen zu lieb und Franz Schubert. Aber denk mal an, Schomaker: Wenn ich irgendwo abends einen Burschen mit seinem Mädel sehe, dann wühlt etwas in mir dagegen. Irgend etwas sagt so, als ob das nicht sein sollte, und lacht und spottet und tut hochmütig und höhnt. Ist das nicht grundhäßlich, Du, und so ganz und gar gegen Jesus? Aber was soll ich tun. Nicht die Geschichte mit der Erbsünde ist es ja, aber alles, was nach fécondité riecht, ist mir so zuwider und so gemein — ach, Schomaker, und wie das jetzt hier in den Dörfern voll Brunst ist. Mich dünkt, die Leute sind all so unruhig hier und so zitternd vor Erwartung, wie das Vieh, das nach der Wiese brüllt. Wo ein erster Fleck Sonne ist, dahin drängen sie sich, schmutzige Kinder und säugende Frauen. Und die Schwangeren gehen auch am liebsten in warmem Licht. Wenn ich dann hinter meinen Gardinen dies sehe, Schomaker, dann komme ich mir, weißt Du, so ganz und gar mißglückt und beiseite geschoben, so unmöglich komme ich mir vor, daß ich mich hinsetze wie als Knabe und an zu hadern fange.

Aber das ist es ja eigentlich nicht, was ich Dir heute erzählen wollte ... Übrigens kommt eben der 1.08 Zug.

Er stöhnt sich unmutig den Geesthang hinauf und reißt rote Fetzen in die schwarze Nachtluft.

Lieber, wo soll es hinaus ...

Also ich hatte neulich Trauung. Das Mädel war schwanger und grinste. Der Bursche hatte eine Stirn, zwei Zentimeter hoch vielleicht, und glotzte und verzog keine Miene. Was sonst in der Kirche war, tuschelte sich in die Ohren ... Häßliche Menschen, weißt Du, scheulos und unfromm, und ich redete ihnen von dem seligen Juden. Weißt Du, Schomaker, ich sage Dir das hier nach Mitternacht, gleichsam ins Ohr. Weißt Du, welche Gedanken mir kamen? In den Leib wollte ich das Mädel treten und den Burschen mit der großen Kerze aufs Haupt schlagen. Weiß Gott, Schomaker, das wollte ich. Und ich hätte mich verteidigt, wenn es dazu gekommen wär. Solcher Ekel stieg in mir gegen das fruchtbare Gesindel auf. Ich dachte: Mögen sie doch in ihre Ställe gehn. Was soll ich dabei?

Hier müßte ich eigentlich schließen, Schomaker, und mich allein lassen mit meinen Nachtgedanken. Aber die Luft ist fast feuchtwarm. Ich habe das Fenster nun ganz aufgemacht und gar keine Lust, schlafen zu gehn. Und wem sollte ich auch anders davon schreiben als Dir. (Übrigens sind Deine Briefe kurz die letzten Wochen, Du treibst Dich sicher wieder mit jemandem herum.) Es handelt sich um nichts Großes und um nichts Eigenes, Schomaker, sondern um den kleinen Punkt, an dem wir mit der Allgemeinheit zusammenstoßen, auch wenn wir nicht wollen. Denn das ist ja das Schlimme, weißt Du, an meiner Stumpfheit gegen die Kinder und an meinem Ekel vor aller Früh-

lingsfruchtbarkeit, daß ich selber unter dem Gesetz seufze. Daß auch ich doch gar nichts als ein Stück junges Baumholz bin, das unter der Märzensonne erschauert und sich willig den Winden beugt. Weißt Du, Schomaker, und das ist es, glaube ich, warum mich dieser ganze Protest manchmal so körperlich traurig macht und so ängstlich, als ob ich in einen meiner jungen Rosenstöcke schnitte, dieser schreckliche und doch wiederum ein wenig beruhigende Gedanke, daß wir zu den Bäumen gehören. Lieber Schomaker, dies sage ich Dir wirklich ins Ohr: Geht es Dir denn nicht auch so? Ich meine, daß sich die losen Gedanken drängen zwischen Dich und alles, was langhaarig geht? Lieber, wir haben es ja dem dicken Rotermund nie glauben wollen damals. Aber es ist so. Von morgens bis abends zieht es einem hinter sich her, durch alle Pfützen. Schomaker, wenn es nicht Nacht wäre, sagte ich nichts, aber es ist zwei Uhr und das ganze Land schläft. Weißt Du, es kommt auch in den Schulstunden, wo die kleinen hagern Leiber mit den spitzen Schultern und den zerschlissenen Röcken vor einem sitzen, und manchmal schlägt es einem in der Konfirmandenstunde mitten ins Gesicht. Aber am schlimmsten war es neulich bei einer ganz armen, schwangeren Frau, mit einem Gesicht zum Weinen so traurig. Lieber Schomaker, ich rede jetzt nicht mehr von mir allein: Wir wandern bis in die Kniee im Schmutz. Und das alles wie ein Wind. Man weiß nicht woher ... Manchmal möchte ich mich wohl umbringen. Dann verliere ich, weißt Du, völlig den Ausblick. Aber wenn ich dann wieder abends am Fenster sehe, wie der enzianblaue Himmel in kostbarer Ruhe

herniederleuchtet, dann denke ich zuweilen, Gott habe ein Versehen begangen mit uns. Ein Versehen, zu dem er selber nichts kann. Und dann bekomme ich Mitleid ...

Lieber Schomaker, ich möchte noch immer nicht schlafen gehn. So sicher fühle ich mich heute abend. Aber ich will aufhören und meinen Predigtschluß nochmals durchsehen.

Neues wüßte ich weiter nichts. Ich habe ihr zum Geburtstag gratuliert. Aber sie antwortet nicht. Hast Du etwas von der Verlobung mit einem Steinölfabrikanten gehört? Mutter ist wohl. Daniel hat in der Umgegend eine Hündin und ist nächtelang fort. Gestern fand ich in der Anthol. Palatina VII, 28 ein unsagbar schönes Epigramm. Ich lege es bei. Dein letztes Gedicht scheint mir außerordentlich gut, besonders die Stelle mit der Musik, die wie ein Wind die Segel treibt. Aber gibt es blaue Falter?

Übrigens, was macht Toni Hillrichs?

Herzlichst Dein

Vinnentrop.

Lieber Vinnentrop!

Nun sind wir wahrhaftig beide fast Männer im Amt und sitzen noch immer um das große dunkle Loch und sehen uns die Augen wund. Weißt Du noch, als wir uns in Marburg bis in den grauen Morgen auf dem Kirchhof zankten, ob die kleine Butenschön beim Tanzen sinnliche Gelüste hätte oder nicht? Die fährt jetzt wahrscheinlich in der Uhlenhorst ihr drittes Kind spazieren, während wir noch immer nicht im klaren darüber sind, ob die Ehe Mittel oder Zweck ist.

Lieber Binnentrop, es ist Vormittag bei mir und die Märzsonne leuchtet schamlos hell in mein Zimmer, daß der Giorgionekopf ganz unglücklich aussieht. Also, um es zu sagen, ich habe fast gar keine Lust, über diese halb häßlichen, halb traurigen Dinge zu reden, die Du da vor mich hinwirfst. Ich schäme mich, darüber zu reden, ich glaube, weil die Vormittagssonne so freundlich ist. Sieh mal an, in der blauen Tinte der Feder, mit der ich hier schreibe, da spiegelt sich die ganze große Sonne, und nun sieh mal an: Eine Fliege spaziert am Fenster hoch und ihr Schatten läuft langsam über den Briefbogen, von oben rechts nach unten ...

Lieber, ich mag jetzt nicht sagen, was ich Dir schon so oft sagte von den großen Erotikern und Asketen, obwohl ich noch heute glaube, daß unser wilder Protest einer allzu unruhigen Sinnlichkeit entspringt. Ich sage nur soviel: Wir Theologen, ob von Amts wegen oder nicht, haben alle einen Knacks in der Seele. Wir werden nie ganz fröhlich sein, sondern die alten Totenbilder aus Palästina werden uns immer verfolgen, ob Du nun Suse Langsdorf in den Armen hast oder ich Toni Hillrichs. Damit müssen wir uns, glaub ich, wirklich abfinden: wir sind theologisch verpfuscht.

Aber halbwegs können wir gerettet werden, Binnentrop. Wundere Dich nicht über den festen Ton, aber ich glaube, ich sehe es. Nämlich so oder so. Entweder durch die selige Zucht oder anders. Mit der seligen Zucht meine ich die Preisgabe an Gott, d. h. Schwermut und tägliches Sterben, das Warten auf der Schwelle, die Philosophie des Abseits und die Beschaulichkeit um Mitternacht, endlich im Chausseegraben sitzen und mit

vertrockneten Glockenblumen spielen, während die Sonntagskinder vorübergehn. — Oder anders. Aber indem ich dies andere schreiben will, schäme ich mich fast. Denn es ist sozusagen gar nichts Originelles und Großes, sondern ganz schlicht und kommun, fast pöbelhaft ist es. Es ist nichts weiter als das Betuliche, Vinnentrop, versteh mich recht: ich meine so das Gemütliche und Mollige und Leise, das gar nichts mehr sein Wollen, indem wir endlich unser ewiges Räsonieren lassen und uns so still in die Vormittagssonne setzen. Sieh mal, Vinnentrop, wir müssen ganz anders sehen lernen, und uns auf unsere Herkunft besinnen, aber nicht wie der alte Tertullian sie dachte. Wie Lattich und blauer Feuerrauch müssen wir werden, ohne jeden Anspruch . . .

Aber nun komme ich mir vor wie ein Schulmeister und sehe Dich lächelnd nicken, als ob es das ja gerade wäre, was wir nie lernten. Lieber, wir lernen es doch. Und Du magst nun schelten, soviel Du willst, ich habe es — noch nicht gelernt, aber von weitem gespürt oder vielmehr von ganz nahe, und das will ich Dir jetzt erzählen. Übrigens brennt die Sonne wie im Juli, und die Fliegen können sich gar nicht bergen vor Brunst. Ich hätte fast Lust auf den Fuchsturm, wo die Wirtschaft heute eröffnet wird. Aber ich will Dir jetzt treulich aushalten.

Es war natürlich eine Frau, Vinnentrop, denn wer sollte uns wohl sonst von den Frauen erlösen. Aber denke nur ja nicht, daß ich wieder verliebt war. Denn das ist es ja gerade, was mich so herumgeworfen hat, daß ich nicht verliebt, sondern wirklich still wurde wie Huflattich und Ginster. In Bredenbeck vor einem Jahre

sah ich sie zuerst, aber schon damals seltsam und nicht wie sonst. Ich kam nämlich zu Klingemanns in später Dämmerstunde. Man hatte gar kein Licht gemacht. Eine von den Thorwaldschen Töchtern saß am Klavier, und die Unterhaltung war unter dem Einfluß der Töne sanft und mit langen Unterbrechungen, aber durchaus nicht peinlich: Ein jeder spielte mit seinen Träumen und redete, durch das Dunkel gelockt, was er sonst wohl verbarg. Und da sah ich sie auf der Chaiselongue. Vielmehr nur den Umriß ihrer Gestalt, einer sehr schlanken und merkwürdig biegsamen Gestalt. Weißt Du, wie der Leib der jungen Schwedin in Zürich, der uns immer völlig mit der Bank in eins zu verschmelzen schien, wenn sie sich zu uns herüberbeugte im Kolleg. Durchaus nicht lebhaft, Du, aber jede ihrer Bewegungen war sozusagen autonom. Ich meine, wenn sie ihre rechte Hand erhob, so war das keine gewollte Tat, sondern wie ein schönes Ereignis. Bitte, Binnentrop, lächele nicht, sondern denke Dir, daß diese seltsame Gestalt in einem merkwürdig grauen Kleide in der Novemberdämmerung saß, und mit einer Stimme, mit einer Altstimme, die jeden Aprioriker verlegen gemacht hätte, kluge Dinge redete. Aber das Allerseltsamste war doch, daß ich bald fortging und sie also gar nicht klar sah.

Meinst Du nun, daß ich verliebt war? Ganz und gar nicht. Letzten Pfingsten war ich am Rhein und dachte gar nicht daran sie aufzusuchen. Mein Verhältnis zu der Frau erschöpfte sich vielleicht in Achtung und Staunen. Vielleicht war auch ein wenig Verliebtheit dabei. Aber der gab die Achtung ihre Distanz. So war es bis zu der Herbstfahrt nach dem Wiedenfels.

Lieber Vinnentrop, mir geht es doch in jeder Beziehung so wie Dir. Aber wenn ich ein bißchen weiter bin heute, schulde ich es einzig dieser Fahrt. Es ist ja ganz gleichgültig, wie es kam. Genug, es machte sich alles ganz zufällig: Eines Septembernachmittags saß ich neben ihr in einem Wagen und fuhr durch die Wälder oberhalb Wolfsmühle und Ginseldorf nach Aargemünd. Ich werde offen reden wie Du, Vinnentrop. Und ich sage Dir, alle Frauen sah ich bisher mit den Augen des Mannes an, aber diese nicht. Und das ist es, Vinnentrop. Weißt Du, hier liegt es. Wie das kam, ich habe es noch nicht heraus. Aber weißt Du: weil sie so nahe neben mir saß. Ich war ja ganz machtlos. Versteh mich recht, Vinnentrop. Ich hatte gar nichts, um damit in Gedanken zu spielen. Die Frau saß neben mir und ihr lilagrau lächelndes Kleid stieß an meinen Arm. Es war nicht etwa so, als ob ein sinnlicher Gedanke häßlich gewesen wäre, nein, er war unmöglich. Als wenn man in einer Schlacht plötzlich traurige Geigenmusik macht und allen sinken die Gewehre aus der Hand. So war es. Alles weit weg — und nur durch das einfache: daß eine jetzt ruhig da neben mir saß und daß ich mich still beugen mußte unter ihre Schönheit, und daß ich ganz allein mit ihr durch den Wald fuhr, und daß sie meine Ehe- und Kindertheorie so freundlich beiseite lächelte, und daß sie mich so sorgsam zudeckte, als der Abendwind sich erhob. Lieber, es wurde mir seelisch so — behaglich gewissermaßen, es war gar nichts Fragendes mehr da oder Gequältes. Es ist ganz anders, Du, als wir dachten, vielmehr fürchteten. Wir können, glaub ich, gerettet werden, Du.

Lieber Binnentrop, das ist ja lange nicht alles. Aber die Sonne brennt zu sehr und vielleicht hätte ich Dir den Brief doch ein andermal schreiben sollen. Oder wir reden darüber mündlich. (Ich will mich im Herbst acht Tage auf dem Frauenberg einquartieren, kommt Ihr mit?) Aber ich meine, es war nicht nur ein sehr schöner, sondern auch ein bedeutsamer Abend für mich. Eben kommen die ersten Kinder zur Konfirmandenstunde. Ich muß schließen. Nur noch soviel. Was Du da schreibst von den Menschen in der Sonne, so ging ich neulich in die Stadt und beobachtete, wie alles Volk sich ins Licht drängte, die tausend Kinder und die säugenden Mütter und viele Schwangere dabei. Die machten es wie bei Euch und hatten ihre Flechtarbeiten auf die Straße gestellt. Und als ich da ging, lieber Binnentrop, da wurde ich nicht nur mitleidig über dies viele Volk und ein wenig fröhlich mit ihm, sondern auch grimmig gegen Dich und mich und manchen andern, und mir dämmerte da, als ob wir Kleinlichen eine üppige Blumenwiese zertrampelt hätten bisher, und als ob ich wenigstens noch auf eine höhere Stufe käme, auf der ich das Land des Sinnlichen viel tiefer erkennte, und viel schöner sähe, was sich jetzt in Häßlichkeit nicht ordnet. Hier rede ich freilich nur mythisch, denn noch seufze ich mit Dir in den gültigen Fesseln. Aber ich meine eben, das alles ist nur Vortrab und wie ein schlaftrunkenes Blinzeln.

Lieber, die Kinder lärmen. Wir singen das Tulipanlied von Paul Gerhardt. Ihr auch? Über alles andere nächstens

Dein getreuer Schomaker.

Anna Rasewitt



ls sie ihr zweites Kind gebären wollte und die Stunde spürte, nahm sie Mantel und Hut, stieg auf die kleine Pferdebahn und fuhr bis an die Klinik. Ließ hier den Wagen kaum halten, sondern sprang sicheren Schwunges im Fahren ab und ging hinein. Am anderen Morgen lag ein gesundes Leben an ihrer Brust, das sie nach zehn Tagen schon singend über die sonnigen Lahnwiesen trug . . .

Einmal waren sie abends weitab vom Städtchen. Wegen des Lautenspielers im Garten kamen sie nicht fort. Sie verpaßten den letzten Zug, und Anna Rasewitt mußte mit dem Studenten zu Fuß nach Hause — drei Stunden lang. Bei Rabelsund schon fing es an zu regnen. Erich Raeder wurde müde und still. Anna Rasewitt jedoch sang ihm alle Soldatenlieder vor, die sie kannte, — manche mit zweierlei Text. Auch holte sie eine Unke aus dem Sumpf, weil Student Raeder noch nie eine gesehen hatte.

Anna Rasewitt wohnte mit ihrem Manne, der Maurer war, in einem Keller, für hundertachtzig Mark Jahresmiete. In der arbeitslosen Zeit mußte sie schneidern. Auch aßen sie manchmal Margarine statt Butter. Aber das konnte doch nicht hindern, daß diese junge Frau durch ihr Dasein alles beschämte, was schmutzig ist in der Welt und schwächlich und nicht gesund.

Ich denke mir einen gefüllten theologischen Hörsaal — vielleicht in Halle. Der Kathedermann müßte erschütternd sein Weltbild malen. Hingerissen denke ich mir die jungen Verführten. Und dann müßte Anna Rasewitt leise die Tür öffnen und hineintreten. Sie dürfte das blaugetüpfelte Kleid anhaben oder auch die schottische Bluse und den blauen Rock. Und dann müßte sie, denke ich mir, sich neben das Katheder stellen und unter den weiten Augen der Unfrohen ihr Leben erzählen, so zum Erbarmen einfach, wie sie manchmal im Wahlverein sprach: Sie kannte ihren Vater nicht, und ihre Mutter war früh als Waschfrau gestorben. In den Jutefabriken hatte die Roheit sie gestreift und der Schmutz bespritzt. Aber lachte das Leben nicht dem Tapferen? Ja, und darum möchten die Schwächlichen vielleicht aus ihren Träumen sich Hoffnung saugen, aber es schände das Menschenantlitz, vor dem Rätsel zu jammern ... So müßte sie reden. Und würde damit und mit ihren rührend ungeschickten Armbewegungen viele Seelen vor dem Gotte der Theologen retten.

Wie sah sie denn aus? Ach, so müßt ihr nicht fragen. Sondern: wie ging sie? Wie wiegte sie das Knäblein? Wie sprang sie zum Konsumverein? Denn sie war nie in Ruhe, sondern der Saum ihres Rockes kreiste in rastlosen Schlangen um ihre Knöchel vom Morgen bis Abend.

Wenn ich nun damit begänne, daß Anna Rasewitt mit ihrem Keller an Sauberkeit wetteiferte, — was würdet ihr euch dabei Besonderes denken? Fast nichts. Denn was bedeutet für euch das Wörtlein sauber? Die

Villa von Direktor Andrä mit den drei Dienstboten ist a priori sauber. Vielmehr darf hier gar nicht von Sauberkeit geredet werden. Sauber können nur Proletarierwohnungen sein und kleine Beamtenhäuser mit drei bis sechs Kindern und dunkle Grünwarenkeller mit zwei Stuben nebenan oder auch nur einer. Und hier ist dann sauber das schönste Lob, etwas, das die Kahlheit zudeckt und warm und mollig wirkt. Wer wird Hilde Wiencken je sauber nennen? Hilde Wincken ist schön, ist sinnig, ist adeligen Gemütes. Sauber ist keine Kategorie für reiche Mädchen. Hingegen die Jutemädels und die Plätterinnen und die Dienstmädchen? Ich rede nicht von den Sonntagen, wo sie widernatürlich aufgeflirrt sind. Ich rede von ihren Alltagsröcken und den Blusen, die sie beim Mittagessen haben. Ist Sauberkeit hier nicht eine entscheidende Kategorie? So daß eine saubere kleine Ladendeern die feinste Dame aus Harvestehude aussticht? Und nun erst die Familienmütter! Daß die Witwe Möllrich hinter den Höfen mit den vielen Kindern und der Zweizimmerwohnung nicht Ordnung halten konnte, daß es bei ihr unsauber war, das ist fast selbstverständlich. Kein Mensch nahm ihr das übel. Desto größer aber die Ehre der andern.

Anna Rasewitt wohnte in einem königlichen Keller, und ihr Haar trug sie gleich einer Krone. Sie war hochgewachsen, so daß sie mühelos jeden Gashahn im Treppenhaus auf- und zudrehen konnte. Und ihr Gesicht war von einem Ebenmaße, das sich zwischen Schornsteine und Mietkasernen nur selten verliert. Aber am schönsten war sie morgens, wenn sie mit dem Knaben auf dem Arme vor dem Fenster stand. Dann trug sie

ein dunkelrotes Morgenkleid, und die weißen Spitzen des Nachtgewandes schlenkerten rätselvoll um ihre Handwurzel. Ihr Gesicht war ein wenig bleich. Es gibt Äpfel, die haben eine dünne gelbe Glanzschicht über sich liegen, von der Lachmann behauptet, sie sei Wachs. Dieser gelbe Glanz gibt den Äpfeln etwas Zerbrechliches und in der Farbe sozusagen Beängstigendes. Solcherart war auch das Antlitz von Anna Rasewitt. Nur einmal sah ich es rötlich angehaucht. Das war nach dem Gewerkschaftsfest, als wir morgens noch Mohn pflückten. Ob es aber vom Tanzen war oder vom Mohn oder von der aufgehenden Sonne oder von der Freude an den betauten Spinneweben, die in der Sonne leise zu glühen anfingen, das weiß ich nicht.

Zuweilen passierte es Professor Lattermann, daß er an der Ecke der Haspelstraße durch lautes Geschrei und Räderwerk aus seiner letzten Vorbereitung für das Kolleg gerissen wurde. Dann kam ein kleiner blauer Kinderrollwagen den Haspel heraufgejagt. Drinnen saß ein ganz kleiner Junge und schrie lachend: „Hüh!“ Hinterher lief, den Wagen einzuholen, ein dreijähriges Mädchen in einem Hemdgewande und Sandalen. Das schrie und jauchzte ebenfalls. Vorn aber, die den Wagen zog, war eine junge Frau von großer Behendigkeit. Sie trug meist nichts auf dem Kopfe. Sie verschmähte sogar das Wolltuch, das Frauen ihres Standes, wenn sie „einholen“ gehen, umzuschlagen pflegen. Sie war mit ihren Kindern so eins, daß sie sich um gar nichts in den Straßen zu kümmern schien. Hei, wie sie da längs sauste mit den beiden! Und wie das rechte Hinterrad, das nicht mehr heil war, in rasender Eile sich krümmte!

Und wie das Gejauchze des Knaben die schlafenden Ulmen in Lengerkes Garten aufschreckte! Und wie Frau Rasewitts lange Gewandung bald rundlich neckische, bald länglich stolze Falten warf! Es gibt griechische Frauenleiber und niederländische. Aber wer hat den Mut, die rührende Schönheit derer zu besingen, die geboren haben?

Anna Rasewitts Wiege stand zwischen den Schornsteinen von Krimmitschau. Die Kinder eines Textilarbeiters bekommen zumeist einen verhunzten Körper und sehr oft eine angefressene Seele mit auf die Welt. Anna Rasewitt aber entwand sich diesen Gaben in harter Arbeit. Aller Schmutz der Arbeiterkindheit umspülte auch sie — von den heimlichen Mädchenversammlungen bis zu dem Mittag, wo der Barbiergeselle sie auf die Erde warf. Aber das alles tat ihr nichts: Ihr Leib ward wohlgestalten und ihr geistiges Wesen erhob sich erstaunt und willig zu den großen Gedanken der Arbeitergemeinschaft, wie die Zeit sie in allen Köpfen der Armut entzündete. Anna Rasewitt ging regelmäßig in die Arbeiterversammlungen. Nicht als ob sie es aus Büchern zusammengelesen hätte, oder wegen einer Arbeiterheirat oder aus Enttäuschung. Der junge Apotheker hätte sie wahrhaftig gern geheiratet. Nein, sie wurde so aus seelischem Instinkt. Wenn man sie danach fragte, so wußte sie keine Antwort. Ihr hättet sie ja auch fragen können, warum sie Mutter wurde.

In den Versammlungen saß sie immer vorn. Sie unterschied die Reden nach dem Charakter, der hinter ihnen lag, und wußte den Schrei des Berufsagitators von der stammelnden Entrüstung der Ausgesperrten wohl

zu unterscheiden. Wenn ihr die kämpfenden Arbeiter und ihre Frauen sehen wollt, müßt ihr in den Versammlungen mit dem Rücken nach dem Redner stehen. Da sitzt unsere Arbeiterbewegung: Tragödie und Idylle, quellende Kräfte neben stiller Verzweiflung. Zuweilen, wenn Krischan, ihr Mann, nicht abkommen konnte, brachte Anna Rasewitt den Knaben mit in die Versammlungen. Er hat nie geschrieen, sondern er lag still an ihrer Brust, und wenn er wach wurde, griff er nach den bunten Bildern des Wahren Jakob. Dann war Anna Rasewitt der Mittelpunkt der Versammlung und das, was auch dem nüchternsten Redner Schwung in in die Worte brachte. Einmal sprach ich zu Arbeitern im Freien unter großen schattigen Rüstern. Da stand Anna Rasewitt mit dem Knaben auf dem Arm. Sie hatte die blaue Bluse an, und das Mädchen hielt sich an ihrem weißen Rock.

Aber den Keller haben wir ja vergessen. Wie war denn der Keller? Etwa wie Schröders Petersilienkeller, dumpfig und dunkel, so daß man das Litermaß nicht genau beobachten kann? Nein. Oder etwa wie Wilkens Butterkeller, ganz steinig und kalt und blank? Auch nicht. Wie denn? Nun, er war wie eine recht mollige Schiffskajüte mit Grogs und Eierkognak. Wiederum war die Luft in dem Keller frischer als in mancher Etage. Denn Anna Rasewitt nahm es peinlich ernst in bezug auf alles, was die Gesundheit betraf. Der Korridor war freilich mit Zement gepflastert und auch in den übrigen Zimmern mußte man tapfer heizen. Aber dafür sah man auch horizontal in die Wiesen. Im Sommer lebte Anna Rasewitt in gleicher Höhe mit

Hundsblumen und Hahnenfuß. Übrigens war die Anlage doch kompliziert. Nämlich vorn in der Universitätsstraße sah man überhaupt nichts von der Wohnung, und hinten ging man zu ebener Erde hinein. Es war also weder vorn noch hinten ein richtiger Keller. Wohl aber in der Mitte. Es liegt eben an dem schrägen Lahnterrain.

Das Schönste aber in dem Keller war Anna Rasewitts Schlafstube. Sie ging seitwärts auf die Wiesen und war ganz voll Licht und hatte, glaub ich, fünf Fenster. Das Zimmer war ohne Scham der Stolz Anna Rasewitts, wenn sie es auch nicht jedem zeigte, der kam. Eigentlich hatte es immer Sonne, denn es war wie mein Eckzimmer in Zürich, nach drei Seiten hin voll Licht. Es war nichts Unnützes in dem Zimmer, aber alles war umflossen von Freude und Helligkeit. Einmal war Krischan weg, wohl vier Monate. Ich war jeden Tag drüben bei Anna Rasewitt. Dann standen wir mittags auf der Schwelle des Zimmers und sahen lange in die Helligkeit.

Und einmal waren wir in der Dammühle. Die Dammühle liegt da, wo aller Wald zu Ende ist, den man vom Signal aus sieht. Man kann sich oft verlaufen, kommt aber immer hin. Denn alle Wege und alle Menschen, die hier gehen, wollen in die Dammühle, obwohl die Bedienung langsam ist und das Bier schlecht und die Tische durchlöchert. Wir hatten den kleinen blauen Wagen mit, und der Junge schrie wieder jauchzend, wenn er über die Baumwurzeln hopste. In der Dammühle haben wir Kaffee getrunken und uns dann ins Moos gelegt, wo die Kinderchen bald einschliefen.

Anna Rasewitt lag neben mir, aber ein wenig schräge. Wir lagen wachenden Auges und sahen in die Kronen der oktobergelben Buchen. Wir hörten das Rascheln eines früh verblätterten Busches, in den ein Wind griff, und das nervöse Hämmern eines Spechtes, und wie ein Spätfink sich am Holländermotiv abmühte, und wenn eine Amsel durchs Laub schlüpfte oder ein fallendes Buchenblatt klatschend seine Spirale beschloß. Weswegen nun aber die Dammühle Oktobers berühmt ist und was Lachmann und mich dort oft stundenlang hielt, das sind außer den Astiweinen, die man von blättervollen Tischen trinkt, die Eichhörnchen. Eichhörnchen hüpften auf die Tische und sprangen durch das Laubwerk und jagten sich brünstig verfolgend um die Stämme der Bäume. Dabei schlugen ihre Krallen laut in die alte Rinde, und von Zeit zu Zeit stießen sie unangenehme halb grimmig heisere, halb lachende Brunstschreie aus. Plötzlich kamen zwei ganz große angejagt. Von jenseits des Weges her. Sie stoben an uns vorbei und in Spiralen die größte Blutbuche hinauf. Atemlos lag ich. In halber Höhe machten sie Halt. So weit auseinander, daß sie sich nicht gefährlich werden, doch so nahe zugleich, daß ihre kleinen Stecknadelaugen allen Trieb und alle Brunst einander zuleuchten konnten. Sie blieben lange so hocken. Und zwangen meine Blicke hart auf sich, so lange, bis sie mir zu zwei braunen metaphysischen Klumpen wurden und ich mich tief in mich hineindachte. Plötzlich erinnerte ich mich Anna Rasewitts und wandte mich sacht um. Da sah ich, wie sie, den Rücken mir zugewandt, gleichfalls in die Blutbuche starrte. Sie hatte den Kopf in die rechte Hand gestützt.

Und wenn ich nicht irre, glänzte was in ihrem Auge. Doch man weint ja zuweilen einfach von langem Sehen. Plötzlich schossen die zwei wieder los, und mein Blick flog nach oben. Diesmal war es eine richtige Schlacht. Sie stampften die Rinde wie toll. Es flogen kleine Borkenstücke hernieder, und das Geschrei wurde unerträglich. Und während ich ängstlich den beiden zusah, wußte ich genau, daß Anna Rasewitt das Gleiche tat. Aber ich sah nicht hin. Da erhob sich endlich aus der noch dichten Krone der Nachbarbuche, wohin sie verschwunden, ein durchdringender Schrei — und dann ward Stille. Nach einiger Zeit wandte ich mich langsam nach Anna Rasewitt um. Da erhaschte ich gerade noch den letzten Strahl eines langen Blickes. Mir schlug das Herz bis in den Hals. Sie mußte mich die ganze Zeit angesehen haben. Der Blick war sanft und ließ alles Blut stiller kreisen. So trifft den Abendwanderer noch ein letzter dünner roter Strahl, wenn er sich sehnsüchtig auf die Zehen hebt.

Krischan kam wieder. Und wir gingen nun zu Dritt auf die Dammühle. Und es war durchaus nichts Heimliches zwischen uns. Sondern eins hatte das andere um des Dritten willen lieb. Wir lasen auch und stritten — zuweilen bis in den Morgen, und ich hätte den Keller nicht mit Salomos Haus gewechselt. Den Keller — ich bin immer noch nicht sicher, ob ihr seine Schönheit erfaßt habt. Stellt ihn euch vor, wie ihr wollt, mit Blumenstöcken, meinetwegen vor jedem Fenster, und schneeweißen Gardinen und einem Kanarienvogel dazwischen. Oder, wenn ihr es leiden mögt, so wie er wirklich war: ohne das alles, mit einfachen, dunklen

Tuchgardinen, aber mit einem großen grünen Teppich in der Wohnstube. Das Wichtigste ist, daß es ein Keller zwischen Wiesen war, an Julitagen belagert von tausend Düften und Farbenleuchten.

Anna Rasewitt wuchs und ward klug, und bald sollte sie zum ersten Male öffentlich reden. Und keiner war ihr gram, sondern selbst die Scheelsucht ihrer unfähigsten Schwestern mußte sich vor ihr verstecken. Sie war ein Bote des guten Gottes, gewissermaßen zu zeigen, daß zwischen einer schönen Linde und einem guten Menschen gar kein Unterschied sei. Sie war eine schöne Möglichkeit von tausend prächtigen Entfaltungen ...

Und wenn ich euch mit dieser Geschichte von Anna Rasewitt einen fröhlichen Sonntagabend machen, wenn ich euch die bittere Wahrheit nicht sagen wollte, dann würde ich mir nun ausdenken, wie es wohl weiter gegangen wäre mit ihr. Ich würde hier erzählen, wie Rasewitts bald nach Zürich zogen und wie dann die Schönheit der dreißiger Jahre Anna umfloß, und wie sie mit ihren schlichten, aber heißen Worten nicht mehr den kleinen Marburger Wahlverein, sondern tausend Männer beseelt hätte. Von jungen Mädchen würde ich erzählen, die ihr anhingen, und auch von manchem ehrlichen Manne, den ihr stolzer Leib zu kindischen Bitten hinriß. Und dann würde es so weiter gehen: wie sich ein graues Haar nach dem andern fand. Und wie die beiden Kinder mit einem Male große Menschen waren und Anna Rasewitt schon über fünfundvierzig Jahre. Aber warum sollen wir annehmen, daß es bei den zwei Marburger Kindern geblieben wäre? Vielleicht hätte die Züricher Sonne Anna Rasewitt noch zu einem dritten

ermuntert oder gar einem vierten. Wer will das so bestimmt sagen? Und am Ende hätte ich dann erzählt, wie Anna Rasewitt im weißen Haar gestorben sei, ganz zufrieden. Und die Leichenrede und den Leichengesang hätten wir vielleicht schön an den Schluß gesetzt. Zumal die Leichenrede. Wir hätten den Pfarrer ganz schlicht reden lassen. Hier ruhe nun eine, an deren Leiche man Lobgesang anstimmen müsse. Denn nichts Gutes wäre in dieser angelegt gewesen, das ein freundliches Schicksal nicht herrlich entfaltet hätte. Und es könne kein Zweifel sein, daß der Tod dieser prachtvollen Greisin mehr Gläubige mache als der Anblick einer blühenden Kraft. Wohl traure ein einsames Alter und ein Kreis von Jungen, die ihr Bestes verloren. Aber mische sich nicht selbst in die Tränen der Vierzehnjährigen ein leiser Dank und ein Stolz? So hätten wir ihn vielleicht sprechen lassen. Oder noch viel schöner.

Aber es wäre ja alles Lüge. Und die Wahrheit ist ganz anders. Das mit der Dammühle und den Eichhörnchen ist erst sieben Wochen her, und Anna Rasewitt ist am Sonntag gestorben — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das will sagen, ihr weißer Leib, vor dem die Birken auf der Hahnerheide sich neigten, der liegt nun schon zwei Meter unter der Erde. Mich kümmert gar nicht, daß ein trauriger Mann irgendwo sitzt und zwei greinende Kinder. Das ist wohl schlimm. Aber die drei sind Sieger. Mich kümmert nur der Tod dieses Leibes, und warum eine klare fruchtbare Quelle wohl so mutwillig verstopft wurde.

In meinem ersten theologischen Semester wollten Lach-

mann und ich „Die kleine Glocke“ gründen. Sie sollte sich mit den grausamsten Schlägen des Theologengottes beschäftigen und gegen das Dogma von der Allmacht des guten Gottes Verachtung predigen. Wir wollten gegen unsere Meister beweisen, daß der gute Gott immer in der Minorität sein müsse. Und sammelten listig und mit rührendem Haß alle „Sünden Gottes“. Wir hatten ein Schuldkonto zusammengestellt, auf das hin jeder Gerichtshof diesen Theologengott hätte hinrichten müssen. Wir schrieben Artikel um Artikel: Ist es eines Menschen, vielmehr eines Gottes würdig, den jungen Eckard Wohlenberg, einer Witwe Sohn, erzogen wie Parsival, fromm und klug, am 29. Oktober 1903 unwissend in die Schwiegerstraße zu schicken, ihn dort in kindischem Vergnügen einer Dirne zuzuführen und nach einem halben Jahre blind und blöd in den Armen der Mutter sterben zu lassen? Ist weiterhin dieser besagte allmächtige Theologengott dafür, daß er in der Nacht zum 14. Juli 1904 den Elbdampfer „Tellus“, Kapitän Schröder, bei klarem Wetter zwischen Finckenwärder und Cranz, durch den Schlepper „Vorwärts“, Kapitän Breckwoldt, in zwei Stücke jagen ließ, was den Tod von hundertvierzehn meist jungen Sonntagsausflüglern zur Folge hatte, nicht der namenlosen Verachtung aller Menschen schuldig?

Und sollten wir nun nicht mit der größten Strafe, die auszuteilen uns gegeben ist, nämlich mit ewiger Vergessenheit, den Angeklagten bestrafen, nachdem sich herausgestellt, daß er die arbeitsreiche Anna Rasewitt, siebenundzwanzig Jahre alt, eine Zierde der Frauen, voll Glaubens an die Zukunft und voller Freude an jeder Helligkeit am letzten Sonntag in Zürich heimlich über-

fallen und durch eine Herzlähmung getötet hat, zufolge welcher nunmehr ihr weißer Nacken, ein Gottesdienst für alles Menschenland, kläglich verfault ist?

So hätten wir damals vielleicht geschrieben. Aber heute sind wir fast ganz ruhig. Wir wissen ja heute, daß die Menschen wie ziehende Eisschollen im Frühlingsfluß sind, bald oben, bald unten, manche mitten entzwei, und viele beiseite geschoben, gleich toten Fischen auf dem Sande liegend. Darum trotzen wir auch nicht über Anna Rasewitts Tod. Weiß der Himmel, das tun wir nicht. Aber wir falten auch nicht die Hände. Wir stellen uns durchaus nicht fromm auf Gottes Seite. Vielmehr abseits. Und trinken aus ihrem Tode Staunen und Milde und ein klein wenig Bitterkeit und ein klein wenig Mut. Ja, auch Mut. Seht hier den Bericht von Krischan, wie sie starb:

„. . . Nachmittags war sie dann noch mit den Kindern im Sihlwald gewesen und auch abends, als ich nach Hause kam und ihr aus unserem kleinen Blatte vorlas, war nichts zu bemerken. Nach dem Abendbrot gingen wir spazieren. In der Tonhalle waren die letzten Konzerte des Jahres, und es waren viele Menschen unterwegs. Anna fror ein wenig, was sie doch sonst nie tat. Als wir nach Hause kamen, trat ein heftiger Schüttelfrost ein. Ich lief zum Arzt. Als ich wiederkam, denk mal an, da waren die Beine schon kalt bis zum Knie. Der Arzt kam gegen elf Uhr. Es war der dümmste in ganz Zürich, wie ich später erfuhr. Er sagte, Anna habe einen Herzfehler. Sie müsse morgen ins Spital. Als er weg ging, saß ich noch bei ihr. Ich dachte gar nicht, daß etwas passieren könnte. Anna

war ganz bei Besinnung und fragte, ob die Kinder schliefen, und ob Rudi sich nicht bloßgestrampelt hätte. Ich verneinte das. Dann sagte Anna: „Du, Krischan, ich glaube, ich sterbe." Ich erwiderte: „Ja, Anna, wenn das so schnell geht, was soll denn ich und die Kinder anfangen?" „Ja," sagte sie, „das ist ja unmöglich." So blieb sie liegen bis gegen ein Uhr morgens. Sie wurde schon ganz kalt. Ich konnte nicht weinen, denn sie lag so zufrieden, und die Macht, die sie immer über mich hatte, war nie so groß wie jetzt. Ich fragte: „Willst du auch, daß ich den Pfarrer hole?" Darauf lächelte sie und strich meine Hand, woraus ich entnahm, daß sie ganz fest blieb. Aber daß sie wirklich sterben sollte, glaubte ich immer noch nicht. Ich bin dann eingeschlafen, auf den Knieen, den Kopf in ihrer rechten Hand. Als ich aufwachte, war sie tot. Ich mußte lange weinen, besonders als ich sah, daß sie sich von mir ab auf die linke Seite gewandt hatte und mit ihren großen, nunmehr gebrochenen Augen auf die beiden schlafenden Kinder sah . . ."

Somfleths Bild


eine Herren! Wir kommen nun zum letzten Punkt der Tagesordnung: Verschiedenes. Da möchte ich nun, anschließend an unsere neulich stattgehabte Debatte über moderne Kunstpflege, einer Angelegenheit der letzten Wochen Erwähnung tun, die zwar, streng genommen, nicht in das Gebiet unserer Beratungen fällt, aber durch das allgemeine Interesse und, ich darf wohl auch in Ihrem Sinne sagen, die allgemeine Entrüstung, die sie in den oberen Kreisen unserer Kommune erregt hat, wohl wert ist, den Gegenstand einer internen Besprechung unserer Sitzung zu bilden.

Es handelt sich, wie Sie wissen, um die Affäre Somfleth.

Besagter Somfleth ist ein früherer Schüler unseres Gymnasiums. Ursprünglich philosophischen Studien obliegend, und zwar — ich betone das — durch Unterstützung derjenigen Mitglieder unserer Gesellschaft, die er sich nicht scheut, nunmehr auf so schamlose Weise bloßzustellen, ist er schon in seinem fünften Semester zur bildenden Kunst, und zwar, wie Sie aus seinem jetzt ausgestellten ersten so schmachvollen Opus ersehen, zur Malerei übergesattelt. Es unterliegt für mich keinem Zweifel — das betone ich schon hier —, daß es sich bei dem Bilde um einen ganz gemeinen Racheakt besagten Somfleths handelt. Meine Herren, wir alle, und

Sie wissen das besonders von mir, wollen nicht im geringsten der wahren, der erhebenden, der idealen Kunst irgend eine Schranke ziehen. Auch da — ich betone das ausdrücklich — wo sie zur Erreichung ihres moralischen Endzwecks die Darstellung des Nackten nötig hat, soll sie absolut keine Fesseln tragen. Ich erinnere an die unübertrefflichen klassischen Vorbilder der Antike und an die herrlichen Schätze der Renaissance. Aber alles, meine Herren, in den gegebenen Grenzen. Der — ich darf wohl sagen — schmutzige Angriff jedoch, den besagter Somfleth mit seinem Bilde gegen die gute Gesellschaft dieser Stadt gerichtet hat, spottet jeder ernsthaften Kunstkritik. Ja, ich betone, das Bild ist überhaupt kein Kunstwerk. Ein wahrer Künstler weiß, was die Kunst erstens soll, zweitens kann, drittens muß. Dies Bild aber ist nichts als der Racheschmarren eines persönlich Gekränkten. Meine Herren, Sie wissen, besagter Somfleth ist armer Herkunft. Er hat jahrelang im Hause unseres ehrenwerten Mitbürgers Ellerbroock verkehrt und ist dort wie ein Sohn aus und ein gegangen. Was sich zwischen ihm und der ehrenwerten Tochter dieses Hauses zugetragen, entzieht sich meiner genauen Kenntnis. Auf jeden Fall aber kann — ich betone das ausdrücklich — die schamlose, sofort erkennbare Abbildung so vieler Mitglieder unserer Gesellschaft, vor allem — als der Zentralgestalt des ganzen Bildes — der von uns allen so hochgeschätzten einzigen Tochter jenes Hauses nur als ganz niederträchtiger Bubenstreich, als ein schmutziges Racheſtück besagten Somfleths angesehen werden. Meine Herren! Die Angelegenheit — ich betone das noch einmal — geht uns offiziell

nichts an. Aber, ich meine, schon wegen der immer mehr um sich greifenden, unter dem Schlagwort der freien Kunst jede moralische Zügellosigkeit propagierenden modernen, nein ultramodernen — wie neulich unser Kollege Käselau sehr gut sagte — Bestrebungen hielt ich es für angebracht, diese Affäre hier zur Sprache zu bringen. Zum Schluß noch eins. Man komme nicht mit dem Einwand, es stecke Talent in dem Bilde. Ganz abgesehen davon, daß sich, wie unser Altmeister Goethe so schön sagt, ein Talent in der Stille bildet — also doch nicht in zügellosen Ausschweifungen — behaupte ich: steckt wirklich Talent in dem Bilde, so macht das die Sache nur um so schlimmer. Dixi."

„Das Wort hat Herr Medizinalrat Lembcke."

„Meine Herren! Auch ich möchte, wie mein geehrter Herr Vorredner, es nicht unterlassen, noch einmal hervorzuheben, daß es sich hier eigentlich um eine ganz private Affäre handelt. Indessen mag doch das, was ich das spirituelle, respektive das moralische Zensoramt eines Gemeinderats nennen möchte, es wohl rechtfertigen, diese Sache hier zur Sprache zu bringen. Meine Herren! Sie wissen, ich habe den Maler Somfleth sehr gut gekannt, und ich darf wohl sagen, ich sowohl wie alle, mit denen er damals zusammenkam, wir hatten ihn im Grunde sehr gern. Ich bin fest überzeugt, meine Herren, daß er ein Opfer dieser modern-radikalen, in manchen ihrer Spielarten direkt als anarchistisch anzusprechenden nicht nur künstlerischen, sondern in erster Linie sozialen Tendenzen geworden ist. Ja, ich darf ruhig sagen, sozialistischen Tendenzen. Denn, meine Herren, wir müssen nach meiner festen Überzeugung auch solch ein Ärgernis,

wie das Bild Somfleths, vor allen Dingen als Zeichen der Zeit auffassen. Ich vermag, meine Herren, auch in dieser leidigen Affäre mir den Ausfluß jener alles zernagenden und zerfressenden Gesellschaftskritik zu sehen, wie sie von gewisser Seite nunmehr auch in unserer Gemeinde systematisch betrieben wird. Irre ich nicht, so ist besagter Somfleth auch in sozialdemokratischen Kreisen gesehen worden. (Zuruf: In anarchistischen sogar!) Sie sehen, meine Herren, hier liegt der Kern der Frage. Und darum muß uns, als den Vätern dieser Stadt, wie der schöne römische Ausdruck lautet, auch diese Affäre vor allen Dingen ein Ansporn sein, den Kampf gegen jene alles untergrabende Rotte in anderer, in prinzipiellerer Weise zu führen als bisher. Was das Bild selber anbetrifft, so nur wenige Worte. Auch mir steht fest, daß wir es mit einem Tendenzwerke zu tun haben. Aber ob der Ausdruck Rache richtig ist, wage ich nicht zu entscheiden. Ich möchte hier nur auf die Tatsache hinweisen, daß sowohl Fräulein Ellerbroock, die Hauptangegriffene, als auch verschiedene der porträtierten Damen besagten Maler energisch verteidigen. Aus diesem Grunde und weil wir uns damit überhaupt in Privatissima einlassen, die zu berühren durchaus auch nicht im Interesse unseres verehrten Herrn Vorsitzenden liegen kann, möchte ich auch die Frage nach dem Verhältnisse besagten Somfleths zu jenem Hause hier völlig ausschalten. Wir haben es hier durchaus mit der sozial verderblichen Seite dieser neuen Kunst- und Weltanschauung zu tun. Sie gebührend zu kennzeichnen, sie an den Pranger zu stellen, werde ich ewig für meine vornehmste Pflicht halten."

„Herr Superintendent Jaspers.“

„Meine Herren! Herr Kollege Lembecke hat meines Erachtens die Frage, um die es sich hier handelt, völlig verschoben. Das Bild besagten Somfleths stellt Mitglieder unserer Marylunder Gesellschaft dar. Einige völlig nackt. Es handelt sich also um die einfache Frage: Hat ein junger Fant, der nichts geleistet bisher, das sittliche Recht, uns erfahrene Männer auf einem Bilde lächerlich zu machen? Ich lasse die juristische Seite der Sache völlig aus dem Spiel, obwohl mir ein staatsanwaltlicher Eingriff hier nicht ganz unmöglich erscheint. Hat der Künstler — so frage ich — das moralische Recht, Mädchengestalten aus unserer Stadt nackt darzustellen und so dem Gerede der jungen Männerwelt preiszugeben? Hier liegt der Kern der Frage. Meine Herren! Ich will nicht ausführlich werden, denn die Zeit ist ziemlich vorgerückt. Ich sage nur: Die Beantwortung dieser Frage wird nicht schwer an der Hand jener Normen, die uns als kirchlich sanktioniert seit Urzeiten heilig sind. Es ist der Geist Nietzsches, meine Herren, der Geist der Selbstüberhebung, der hier wieder seine Triumphe feiert. Sollte wahr sein, was Herr Kollege Lembcke meint, daß unter meinen ehemaligen Konfirmandinnen sich wirklich einige gefunden haben, um diese — nach meiner Auffassung — sie persönlich entehrende Vergewaltigung zu verteidigen, so würde ich auch das nur als ein bedauerliches Zeichen dieser fortschreitenden Amoralisation betrachten können. Meine Herren, ich kenne besagten Somfleth nicht. Vielleicht ist er ein irregeleitetes Schaf. Vielleicht wirklich ein schlechter Charakter. Ich meine nur — und darin bin ich mit dem

Kollegen Lembcke einig —, wir sollten auch diese unliebsame Affäre nur zum Anlaß nehmen, unsere ganzen Kräfte auf die Stärkung und den Wiederaufbau echt deutschen d. h. tief sittlichen Familienlebens zu konzentrieren. Dann wird das herrliche Wort nicht unerfüllt bleiben: An deutschem Wesen soll dereinst die Welt genesen."

„Meine Herren, ich möchte als Vorsitzender hier noch einmal betonen: Wir stehen in einer vertraulichen Besprechung, die eigentlich nicht auf die Tagesordnung gehört. Nichtsdestoweniger bedaure ich nicht, die Sache hier angeschnitten zu haben. Es sind durch das in der Nachbarstadt ausgestellte Bild weite Kreise unserer Kommune beunruhigt worden. Herr Kollege Lembcke hat recht, wenn er die allgemeine Seite der Sache gewahrt wissen will. Aber ich sage, an der Tatsache, daß ein ehemaliger Schüler unseres Gymnasiums, ein Stipendiat unseres Vereins, ein Mensch, der aus einem ehrenwerten Hause dieser Stadt die größten Wohltaten empfing, daß dieser Mann hingeht und seine Lehrer, seine Wohltäter, ja Menschen, die ihm nie im geringsten nahe gewesen, rein aus Lust an persönlicher Verunglimpfung in den lächerlichsten Karrikaturen malt, an dieser Tatsache kommen wir nicht vorbei, und hier ist der Punkt, wo das Allgemeine der Affäre — ich stimme mit den Kollegen Lembcke und Jaspers vollkommen überein — mit dem Persönlichen zusammenstößt. Da kommen Sie nicht drum herum."

„Herr Assessor Strukmeier."

„Meine Herren, ich sehe mich leider genötigt, die Damenwelt von Marylund hier gegen die Angriffe

unseres verehrten Kollegen Lembcke, meines Herrn Schwiegervaters, in Schutz zu nehmen. Was Fräulein Ellerbroock selber anbetrifft, so bin ich nicht genau informiert. Von den Damen jedoch, die unserer Hammonia angehören, und das ist fast ausnahmslos die Elite unserer Gesellschaft, darf ich wohl behaupten, daß auch sie jene gemeine Darstellung des Somflethschen Bildes aufs schärfste verurteilen und das Ganze für einen Racheakt halten. Was meine persönliche Auffassung betrifft, so kennen Sie sie. Ich sage, der Kerl muß verknaxt werden. Solche Burschen gehören auf ein paar Wochen ins Kittchen. Ich bezeichne den Kunden hier, und werde dies auch in öffentlicher Verhandlung tun, als gemeinen Schurken und damit Basta."

„Herr Justizrat Kummerfeld."

„Meine Herren! Auch ich wundere mich, wie der Herr Kollege Lembcke auch nur den leisesten Versuch einer Verteidigung des Bildes machen kann. Das sollte er doch den roten Brüdern überlassen, die uns vorgestern bei der Gemeinderatswahl überrumpelt haben. Meine Herren, lassen Sie mich als einen, der in solchen künstlerischen Fragen doch ziemlich bewandert ist, einiges Sachliche zu dem Bilde sagen. Was stellt das Bild dar? Aus der Unterschrift Vigilando ascendimus ist für einen vernünftigen Menschen gar nichts zu erfassen. Vorn links rekelt sich eine Mädchengestalt, die uns — übrigens völlig unkünstlerisch — ihren Rücken zudreht und über ihre rechte Schulter her mit einem Gesicht, das offenbar Angst ausdrücken soll, zu der andern Hauptfigur, einem auf den Knieen liegenden, offenbar das männliche Streben und Ringen verkörpernden Manne

herüberschaut. Gut. Nehmen wir wohlwollend an: Besagter Somfleth wollte mit seinem Erstlingswerk so etwas wie das Verhältnis des Künstlers zu seiner Idee darstellen. Ich greife ihn nicht wegen der Nacktfiguren an sich an. Aber ich frage, und zwar, meine Herren, beachten Sie, ich frage vom rein künstlerischen Standpunkt aus: Wo liegt die Berechtigung, zu jener nackten Idealfigur eine ehrenwerte Dame aus Marylund zu wählen? Schafft nicht der Künstler aus der Fülle seiner Ideen? Hat ein Raphael, hat ein Goethe es nötig gehabt, seine Figuren aus der Wirklichkeit, d. h. aus der Gesellschaft zu nehmen? Hier liegt der Kern der Frage. Und nun gar die Seitenfiguren, der scherzende Mädchenkreis rechts! Ich frage Sie, meine Herren, es ist doch sozusagen die Grundlage unserer ganzen bürgerlichen Gesellschaft: Nur der Ehemann hat das Recht, sein Weib nackt zu sehen. Wie aber kommt dieser junge Bursche dazu, jene fünf oder sechs Mädchen dieser Gemeinde in seiner Phantasie, denn gesehen hat er doch keine von ihnen, zu — ich kann keinen andern Ausdruck finden — entkleiden, Herr Kollege Lembcke, zu entkleiden und dann mir nichts dir nichts zur Schau zu stellen? Lag hierzu ein zwingender künstlerischer Grund vor? Konnte er nicht sechs andere, fremde Mädchenköpfe nehmen? Nein. Er wollte eben Spektakel machen, er wollte sich für wer weiß welche Abweisung rächen, er wollte die Stadt beunruhigen. Und dasselbe gilt von dem linken Seitenbild, das die männliche Jugend von Marylund verhöhnt, sowie von dem Unterbild, das in schmutzigster Weise fast sämtliche Ehrenmänner unserer Stadt besudelt. Meine Herren! Wenn besagter Som-

fleth mit dem ja verständlichen Übermut der Jugend das bedächtige Alter verspotten wollte, konnte er seine Karrikaturen nicht anderswo suchen? Wo liegt der künstlerische Grund, die Männer gerade dieser Stadt zu lächerlichen Typen zu machen? Meine Herren! Es ist hier heute abend auch das Wort Anklage gefallen. Ich bin schon aus künstlerischen Gründen dagegen. Ich habe die feste Überzeugung, daß das Werk ein Tendenzwerk schlimmster Sorte ist. Und so etwas rächt sich für den Urheber immer ganz von selbst."

„Wünscht noch jemand das Wort?

Das ist nicht der Fall. Dann gestatten Sie mir, meine Herren, das Schlußwort. Ich freue mich, konstatieren zu können, daß in der scharfen Verurteilung des Bildes völlige Einstimmigkeit herrscht. Die Herren haben in höchst dankenswerter Weise von verschiedenen neuen Gesichtspunkten aus den unerhörten Fall erörtert. Was nun die Anklage betrifft, so bin auch ich strikte dagegen. Erstens würde diese Karrikatur dadurch eine Bedeutung erlangen, die ihr gar nicht zukommt. Zweitens bin ich der festen Überzeugung, nach einem Vierteljahre erinnert sich niemand mehr des Bildes. Ich glaube, meine Herren, in ihrer aller Namen zu handeln, wenn ich unserm verehrten Mitbürger Ellerbroock diese einstimmige Ansicht des Gemeinderats in dieser Affäre mitteile. Damit wäre die Sache und zugleich die heutige Sitzung erledigt."

* * *

Einige tun so, als ob bei Ellerbroock immer großer Trubel herrschte, als ob das Haus von Gelagen voll wäre und in den Menschen keine Stille. Aber es ist

nichts falscher als dies. Wohl sprudelt es ab und zu einmal auf, und dann hallt der Garten wieder von lautem Lachen. Aber das ist doch schließlich zu zählen, so lange das Haus steht, und meist ist es wie eine Fortsetzung des Gartens: still und sicher und ohne fremde Menschen. Und die Menschen des Hauses sind mit von den leisesten in Marylund.

Es ist ein Haus voll stiller Beschaulichkeit. Wer das nicht sieht, der ist noch törichter, als der Gymnasiast Keferitz. Der stand nämlich vor Somfleths Bilde und übersetzte das ascendimus wörtlich. Und bezog es auf eine Möglichkeit von seiten des Mannes, die ihn augenblicklich schamrot machte. Daraus entstand dann jener unflätige Witz, von dem der Stammtisch der „Traube" sich fünf Tage lang nährte. Nein, in Ellerbroocks Hause ist es meist sehr still.

Es steht ein tränender Amor vor dem Flurspiegel. Darüber klebt ein Kohlweißling. Und manchmal schluchzt es laut aus der kleinen Stube im ersten Stock. Dort wohnt nämlich Friederike Ellerbroock, für die der Maler Somfleth in seiner Zimmerecke zu Marburg einen kleinen Altar errichtet hat, mit vier Kerzen. Friederike Ellerbroock lag im Bett. Aber sie schlief nicht, sondern sie redete unruhige Worte gegen die Wand.

Denn die Liebe von Friederike Ellerbroock war Furcht und Zittern. Sie saß in ihrer Seele wie ein Hechthaken. Und tat weh, wenn sie daran rührte.

Daß er ihr Bild nun offen dahinstellte, was scherte sie das im Grunde! Das ging ja nicht bis hierher. Ebensowenig wie die Bedeutsamkeit der Straßenblicke, zu denen sich auch die dümmsten Gesichter von Mary-

lund verstiegen. Wenn sie es doch nur innerlich meistern könnte, oder doch verstehen, oder doch ertragen. Aber das quälte sie nun seit Jahren mit der Frage nach seiner Existenz. Denn so war es. Es lag immer da und fragte, ob es da läge. Gewiß, so war es.

Herrgott, warum mußte gerade sie denn damit heimgesucht werden? Warum traf es nicht andere, wie z. B. die kleine Rohlfen, die doch überhaupt nicht gern fröhlich war? Denn es schob sich wie eine Nebelwand zwischen all ihre kindlichen Freuden, und das kleine Fetzen Glück, das darin lag, mußte sie mit tausend einsamen Schmerzen erkaufen.

War es aber nicht doch eine große Freude, die darin lockte? Vielmehr, die schon zuweilen sie in sich sog wie die Blumen den Tau? O gewiß, sie hatte ja nicht nur damals vor Jahren hinter der Rennbahn ihre Seele vor ihm gebeugt. Sondern sehr oft heimlich, und zumeist in den Tagen der großen Sorgen. Und nicht nur neulich in der Heide bei Rissen hatte sie in die Schönheit seiner Welt einen langen Griff getan. Sondern man kann es ruhig so ausdrücken: Der Maler Somfleth war für Friederike Ellerbroock die ganzen Jahre hindurch die rechte Unruhe zur Verinnerlichung gewesen.

Ruh hin, Ruh her. Walzer sind auch sehr schön. Und der Mann war manchmal aber auch zu sonderbar. Himmel, was wollte er denn im Grunde nur mit dieser ganzen Bildgeschichte? Was er ihr Weihnachten davon erzählt, das hatte sie ja alles recht gut verstanden. Aber was nun daraus geworden, das sah doch wahrhaftig anders aus.

Mein lieber, lieber Somfleth, ich kann es ja nicht

sagen, ich fühle ja nur die Notwendigkeit, daß du es tun mußtest. Und darum klag ich auch nicht, daß du mir meinen Leib nahmst. Denn ich fühle, wie du mir noch viel mehr nehmen wirst. Wie der große graue Vogel der letzten Nacht bist du. Der kam im Traum und setzte sich auf meine Schulter und wühlte seinen Schnabel in mein Kleid und riß es auf und vergrub seinen Schnabel in meiner nackten Schulter und trank von meinem Blut. Lieber Somfleth, vielleicht habe ich dich ja unsinnig lieb. Aber du mußt noch ein wenig Geduld haben, ein ganz klein wenig ...

Liebe Mutter, du mußt nicht weinen, daß mich die Dummen so mitleidig und die Unreinen so frech ansehen auf der Straße. Du mußt stolz sein gegen den Pöbel, und dann mußt du wissen — ach, daß du es wüßtest, daß ich dem Maler Somfleth versprochen bin, und einer Braut soll alles zur Ehre gereichen ... Gute Nacht, traumgrauer Liebster, gute Nacht. Einige küssen lieblich und bei andern tut es weh. Warum sehne ich mich nach diesen mehr als nach jenen ...

Es geht bei Gott nicht trubelhaft her in Ellerbroocks Haus. Wer das denkt, der könnte ja auch meinen, es sei die wahre Friederike Ellerbroock, die heute abend in der Hammonia mit den Stammtischherren tänzelt. Ihr seht freilich nur die Rosanelken, die sie an dem blauen Kleide trägt. Aber wißt ihr auch, daß sie zwei blutrote Rosen mit auf dem Balle hat? Und daß die liegen, wo ihr sie nicht seht?

Daß sie da nun tanzt mit den Leuten, die keine Seele haben, und manches andere ist bei Friederike Ellerbroock wie die Trommel im Orchester. Man möchte sie weiß

Gott nicht missen. Aber der Dirigent tut sie mit dem flüchtigsten seiner Blicke ab, und dem verzückten Hörer kommen sie als Eigenes kaum über die Schwelle ...

Es ist nicht immer Festgelage in Ellerbroocks Haus. Aber auch nicht immer Schluchzen und Tränen. Es gibt viele Abende, da ist das Zimmerchen still wie von einem sicheren Glück.

* * *

„Sagt mal, habt ihr gehört, was Classen vorhin in der großen Pause erzählt hat?"

„Nee."

„Na, die Unke war gestern denn wieder mit Kröger los. Und wißt ihr, was sie gemacht haben? Sie hatten nicht Geld genug, und da haben sie jedes für fünfzig Pfennige einem alten dicken Weib dreimal auf den nackten Bauch schlagen dürfen. Man sollte wahrhaftig dagegen vorgehn."

„Mensch, Meyer, was geht dich das an? Du bist ja noch nie dagegen gewesen. Wenn du mal hinkämest, würdest du es genau so machen. Kröger zum Beispiel hat mir noch neulich erzählt, daß er sich jedesmal nachher schäme. Aber er fällt eben immer wieder rein. Und das ist gänzlich seine Sache. Ich selber finde nur keinen Spaß daran, sonst würde ich glatt hingehn. Damit Basta."

„Quatsch. Für mich ist das eo piso tierisch und weiter gar nichts. Dem sexuellen Verkehr, mein lieber Moller, hat, soll er moralisch berechtigt sein, eine geistige Gemeinschaft voraufzugehen. Erst diese bändigt und heiligt ihn. Ja, erst diese gibt ihm seine sittliche Be-

rechtigung. Mit allem andern entwürdigen wir die Frauenwelt. Das ist ganz eo piso, hörst du?"

„Natürlich. Pfender war gestern wieder im Heiligen Kreuz und hat sich von Kolloborator Blinckmann, dem neuen geistlichen Meteor dieser Gemeinde, die Ohren volltönen lassen. Na, ich hab genug von eurer Sippe. Hol euch der Teufel. Ich muß den Thucydides noch einmal überlesen. Übrigens denkt unser Alter genau so über das Heilige Kreuz wie ich. Prost Mahlzeit."

„Dieser Krause ist doch schon mehr moralisch defekt, sag ich. Religiöse Gefühle eines andern zu verspotten. Er ist ein Rohling."

„Quatsch! Er und Rohling! Ich frage euch, was sagt ihr zu Friederike Ellerbroocks Bild?"

„Gar nichts. Erstens kenn ich eure berühmte Friederike Ellerbroock nicht. Zweitens habe ich das Bild nicht gesehn. Drittens will ich nichts wissen von euch Rohlingen."

„Na, Peters, sei kein Frosch und bleib hier. Also Billerbeck hat das Bild gesehn und will darüber ein Flugblatt schreiben."

„Ein Flugblatt?"

„Jawohl. In flammender Sprache. ‚Replik an die Alten' will er es nennen und vor allen Dingen die Beseitigung der Montagsandacht fordern."

„Zum Schießen. Aber wenn du dich doch nur nicht immer von Billerbeck übertölpeln lassen wolltest. Billerbecks Begabung, das glaube mir, ist rein formal. Neulich nach dem Primanerabend hat er verteidigt, daß der Sozialismus ein Postulat sei. Acht Tage vorher war es eine Wissenschaft. Außerdem liest er sehr oft im Koran."

„Kinder, regt euch nicht auf, sondern antwortet lieber auf meine Frage. Ich habe nämlich gestern abend Friederike Ellerbroock gesehn und gegrüßt. Zum ersten Male nachdem das Bild im Verein steht. Kinder, Kinder, wenn ich doch fünf Jahre älter wäre ... Übrigens ein merkwürdiges Gefühl, sie jetzt zu grüßen, da man doch Verschiedenes weiß von ihr oder — sozusagen gesehen hat ..."

„Ja, aber eigentlich ein schönes Gefühl ..."

„Hm, Reimers, kommst du eben mit rüber zu Nissen? Ich glaub, wir haben noch Zeit bis zum Läuten."

„Natürlich."

„Sag mal, Mensch, ich bin wieder rasend verliebt in die Ellerbroock. Hast du gesehn, wie er ihre Augen gemalt hat? Sie machen so traurig, die Augen. Ist es aber nicht schön, daß sie mich freundlich wieder grüßte, obwohl sie weiß, daß ich es bin, der ihr den langen Brief schrieb?"

„Ja, ich meinte ja schon heute morgen, man fühlt sich so merkwürdig beruhigt von ihr, als ob sie einem helfen könnte."

„Ja, ich glaube du, ich schreibe ihr noch einmal, und bitte sie um Verzeihung, daß ich ihr geschrieben habe. Übrigens bin ich völlig auf seiten Somfleths. Er hätte es diesen Kerlen nur noch mehr geben sollen, diesen Kalmücken, diesen ..."

„Ja, gestern war nämlich Doktor Ruprecht bei uns. Das Mistvieh. Weißt du, was er sagte? Somfleth wolle die Ellerbroock heiraten, weil sie reich sei."

„Dieser Kuhjunge, dieser Wurstzipfel der!"

„Ja, und darum finde ich es herrlich, daß die beiden

sozusagen offenen Protest erhoben haben gegen die ganze Gesellschaft. Denn du mußt bedenken, das sind dieselben, die uns hier auf der Schule quälen und zu Hause. Ganz dieselben. Durch die Bank dieselben. Wir sollten einen Brief an den Maler schreiben und ihn unserer Sympathien versichern. Billerbeck setzt ihn auf."

„Famos, ganz famos. Du, ich bin im übrigen fest überzeugt, daß die Ellerbroock ebenso in Somfleth verliebt ist wie er in sie. Ganz felsenfest."

„Na, das will ich nicht sagen. Vergleiche zum Beispiel Hedda Gabler und Lövborg. Ich meine, es könnte doch möglich sein, daß das Verhältnis anders ist."

„Ja, ich kenne ja Hedda Gabler immer noch nicht ... Übrigens wird es Zeit. Da hinten kommt der Alte schon."

* * *

Der Maler Somfleth saß zwischen den Eisschollen bei Roth auf dem Rande eines Kahnes. Der war ganz vereist. Einige Raben hackten auf einem toten Katzenbalg. Die Sonne stand über dem Hinterland, aber ihre schrägen Strahlen machten nicht warm. Denn in der Luft hingen tausend dünne Januarschleier.

Der Maler Somfleth hatte bisher in die Welt gesehn wie ein junger Raubvogel. Was wollten denn nun mit einem Male die Zweifel? Gleich dünnen Aalen glitten sie unter den nassen Schollen hervor und ringelten sich an ihm auf. Pestilenz noch mal, was scherte es ihn, wenn jemand in Marylund weinte? Frau Ellerbroock war gewiß eine respektable Frau. Weiß Gott, sonst hätte er sie nicht so oft um die runde Photographie angebettelt. Aber was hatte sie denn mit seinem Werk

zu tun, auf das er sich nun seit Jahren bereitete? Gewiß, nun saßen da etliche Menschen zu Hause, die weinten, und etliche schämten sich und etliche hatte er durch das Bild gekränkt, und alle waren gegen ihn bis auf sie, um derentwillen er das Ganze gemalt. Er war gewiß kein Windbeutel, und es gab ganz sicher auf dem Bilde einige Striche, denen er hätte eine andere Richtung geben können. Denn daß das so tief ging bei ihnen, daran hatte er wahrhaftig nicht gedacht. Aber wußten sie denn etwas von den Monaten auf dem Frauenberg? Wußten sie denn, daß der liebe Gott ihn einfach ans Ohr genommen hatte und befohlen, so und nicht anders zu malen? Hatte er denn nicht oft versucht, zum Beispiel an Stelle von Friederike Ellerbroocks Angesicht ein anderes zu setzen? Zum Teufel noch mal mit solchen sentimentalen Rücksichten. Hier stehe ich und kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen.

Herr Fabrikdirektor Kimmelstiel, der Langbart, beschwerte sich über seine Maske. Gut. Die Maske war übertrieben. Wird zugegeben. Für gewöhnlich machen Sie ein anderes Gesicht, Herr Direktor, sozusagen ein gewöhnlicheres, hihi, langweiligeres. Aber wer gibt Ihnen, mein Herr, das Recht, sich zu beschweren? Ich habe täglich Ihr Gesicht und Ihren weißen Langbart ertragen. Sie haben mich gepeinigt mit diesem tabakgebräunten Weißbart. Habe ich mich je über Sie beschwert? Habe ich etwa Strafantrag gegen Sie gestellt wegen Ihres Gesichtes? Äußern Sie sich, bitte. Ich sehe, Sie schweigen. Das ist ein Eingeständnis. Sie sind überführt. Abgetreten. Eins zwei drei vier, eins zwei drei vier ...

Maler Somfleth wußte genau, daß dies Wahnsinn, daß dies zügellos und ausschweifend gedacht war, und wenn der weißbärtige Biedermann aus Marylund jetzt plötzlich allein vor ihm gestanden hätte, dann wäre Somfleth vielleicht zu ihm gegangen und hätte freundlich mit ihm geredet. Aber das Maßlose, von dem Friederike Ellerbroock ihm einmal geschrieben hatte, das trieb ihn immer weiter, und wie sollte er sich wohl auch retten vor seiner Traurigkeit, da er doch kein Christ war?

. . . Herr Landgerichtsrat Wendelstein: Sie decken meine Schandtat mit dem Mantel der Nächstenliebe zu. Ich verbitte mir das. Ich verlange, daß Sie mich anständig behandeln. Sie sind nichts als eine kirchliche Ausgabe, von Direktor Kimmelstiel, theologisch temperiert gewissermaßen. Sagen Sie offen, Mann, was Sie gegen mich empfinden! Wie? Sie widersprechen? Was wollen Sie? . . . So, so. Aber mein lieber Bruder Wendelstein, was sagen Sie dazu, wenn es nun eine Eigentümlichkeit von mir wäre, Leute, die mich peinigen, abzumalen? Ein physiologisch begründeter Zwang — so wie Ihr einer Sohn ein Linkser ist? Denken Sie sich, ich habe die individuelle Eigentümlichkeit, mich von peinlichen Gesichtern dadurch zu befreien, daß ich sie ein wenig ins Licht rücke, gewissermaßen nichts weiter tun, als in energischer Manier auf sie aufmerksam mache. Genau so wie der Lehrer im Anschauungsunterricht. Wohl haben die Kinder das Bild, das an der Tafel hängt, schon genau in der Pause besehen, aber erst, wenn es geläutet hat, wenn es still wird, wenn der Lehrer mit dem Zeigestock auf das Bild weist, wenn er fragt, wenn er es sagt: Ja, dies ist nun

eine Schlittenfahrt im Winter — erst dann glauben, sehen es und freuen sich die Kinder. Bei alledem aber, mein Herr, bin und bleibe ich ein Gemütsmensch. Sollten wir uns einmal abends allein — verstehen Sie, bitte, allein — in der Traube treffen, und Sie haben Lust, über diese weniger ästhetischen als religiösen Fragen sich zu unterhalten, so würde mich das ungemein freuen, aber jetzt kann ich nicht mehr. Gehn Sie, Herr Wendelstein, gehn Sie ...

Herrgott, was sollten nun diese Schwafeleien? Das war ja schon mehr logischer Unsinn, ein solches Verhältnis zu den Menschen. Aber was sollte er tun? Sprudelten nicht aus diesen Stimmungen all seine Pläne? Und hatte er ein Recht, diese Quellen mit sozialen Erwägungen, sozusagen mit moralischem Twist — hihi, ein ganz vorzüglicher Ausdruck — mit moralischem Twist zuzustopfen? Es rührte ihn ja im Grunde nicht bis hierher.

Übrigens war es verdammt kalt hier auf dem Kahn ...

Ja, und dann Friederike Ellerbroock ... Liebes Fräulein Ellerbroock! Wollen Sie nicht die Güte haben, eines jener kleinen blauen Werkzeuge in Ihre vorzüglich gepflegte rechte Hand zu nehmen und mir vermittelst des ihm eigenen Schleudervermögens ein ganz klein wenig kaltes Blei (plumbum vulgare) in meine Gehirngänge zu streuen? Bitte, haben Sie die Güte, denn es ist nun genug. Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr Somfleth.

Aber wenn sie ihn nun doch liebte? Und wenn dereinst eine Nacht käme, in der er ihren Atem neben sich hörte?

Unmöglich, Somfleth. Ganz unmöglich. Das ist ganz ausgeschlossen, daß du mit Friederike Ellerbroock je über solch köstlich schimmernde Probleme reden wirst wie über den Termin eurer Verlobung, oder die Vorteile der eisernen Bettstellen gegenüber denen von Holz, oder ob der Tischwein von Johannes Müller, dem Pfleger persönlichen Lebens, bezogen werden soll. Undenkbar, Somfleth, ganz undenkbar. Und damit basta.

Tod und Teufel, jetzt aber nach Haus. Man friert ja fest hier.

Was für ein Blödsinn übrigens von Kalckreuth, eine Versammlung der Kogeln einzuberufen wegen seiner Bildaffäre. Mit dem ausgesprochenen Zweck, daß er sich dort angreifen lassen und verteidigen solle. Als ob er sich überhaupt verteidigen wolle. Na, übrigens sollten sie ihm man kommen. Man brauchte dort ja kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Das war ja immerhin ein Vorteil.

Es blies ein Jäger wohl in das Horn,
Doch alles, was er blies, das war verlorn,
Das war verlorn, das war verlorn ...

Brrr! Wie das hohl klang in der eisigen Luft!

* * *

Sehr verehrte Frau Professor!

Nun wird sich bald Ihr großer Tulpenbaum vorne entfalten, und die Narzissen auf dem Seitenbeet, das Sie immer so schön in Ordnung hatten, werden auch an zu blühen fangen — aber dies Jahr leider vor fremden Menschen, die uns gleichgültig sind und deren

Freude wir nicht mitempfinden können. Vorige Woche war bei Bellermanns Saisonschluß, nämlich der so allbeliebte Kuchenball. Da haben wir Mütter Sie so recht vermißt. Auch Greta hat eine Lücke im Kränzchen hinterlassen, die meine Else oft sehr schmerzlich empfindet.

Was sagen denn Sie nun, liebe Frau Professor, zu unserem neuesten Skandal? Sicherlich teilen Sie mit uns die gleichen Gefühle lebhaftester Empörung. Denken Sie doch nur an. Splitternackt sind die Mädchen gezeichnet. Gott sei Dank ist ja aus unserer Verwandtschaft keins darunter. Aber was soll man zu Ellerbroocks sagen und der Tochter? Sind sie nicht aufs innigste zu bedauern? Jahrelang in diesem Menschen eine Schlange am Busen genährt zu haben? Ich war schon viermal im Kunstverein (wir sind ja abonniert), muß aber sagen, daß ich gern mit Ihnen noch einmal hinginge. Denn der Skandal ist doch zu groß. Den Urheber kenne ich fast gar nicht. Er soll ja überhaupt von niedriger Herkunft sein. Dagegen finde ich es — das muß ich doch sagen — im höchsten Grade verwunderlich, daß Fräulein Ellerbroock ihn zu verteidigen wagt. Ihr Benehmen war ja schon öfters nicht ganz korrekt. Aber dies geht doch über die Hutschnur. Einen Angriff auf unsere Marylunder Gesellschaft zu verteidigen, der von allen jungen Mädchen einstimmig verurteilt wird. Liebe Frau Professor, neulich waren wir alle zum Kaffee bei Frau Professor Menzel: mich soll gar nicht wundern, wenn wir noch einen größeren Skandal erleben werden. Man munkelt nämlich, daß die beiden Weihnachten zusammen in einem Schlitten

bei Wohldorf gesehen sind. Ich will es nicht bestimmt behaupten. Aber das ist sicher, sollte Fräulein Ellerbroock ihre Extravaganzen so weit treiben, ich meine, sollte es wirklich so weit kommen — wir wüßten, was wir zu tun hätten, so leid es mir um die arme Frau Ellerbroock täte.

Übrigens habe ich schon mit meinem Mann gesprochen. Meinen Sie nicht auch, daß jetzt ein günstiger Moment wäre, eine öffentliche Versammlung des Vereins zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit einzuberufen? Ich meine, die Gemüter sind jetzt gerade sehr erregt und der Verein hat seit seinem Bestehen noch nirgends aktuell eingegriffen. Herr Superintendent könnte natürlich, weil er selber auf dem Bilde angegriffen ist, das Referat nicht halten. Aber wozu haben wir unsern jungen tüchtigen Kollaborator? Er hat neulich einen Vortrag gegen den Darwinismus gehalten. Einfach entzückend — sag ich Ihnen.

Liebe Frau Professor! Freuen wir uns, daß unsere Töchter, obwohl doch auch zu den bekanntesten und nicht den häßlichsten von Marylund gehörend, nicht mit auf dem Bilde sind. Bedauern wir vielmehr jene Ärmsten, besonders die arme Frau Ellerbroock selber. Es scheint wirklich, daß, wie Herr Superintendent neulich in einer seiner ergreifenden Bußpredigten sagte, die gute Gesellschaft und besonders die gute bürgerliche Frau jetzt in einem besonders ernsten Kampfe um ihre Existenz steht.

Im übrigen ist nicht viel Neues zu melden. Meinen Kindern geht es gut — Gott sei Dank. Karl scheint in Lüneburg sein Examen doch noch machen zu können. Der arme Junge, daß es ihm auch so schwer fallen muß.

Mein Mann hat das alte Leiden diesen Winter in verstärktem Maße gehabt. Aber es muß alles in Geduld ertragen werden. Herzliche Grüße an Herrn Professor und an Greta

Ihre freundschaftlich ergebene

Doris Harder.

* * *

Und wenn es auch streng genommen gar nicht hierher gehörte, — und wenn es sich in meiner ganzen Geschichte auch gar nicht um eine interne Angelegenheit von Marylund, sondern um eine öffentliche in der Republik Venezuela handelte, — und wenn der Maler Somfleth von den Leuten in Marylund noch tausendmal weniger geliebt würde als jetzt, — und wenn die Affäre zwischen ihm und Friederike Ellerbroock auch ganz und gar anders abgelaufen wäre als sie nun ist, wo Somfleth mit seiner Braut auf der Weidenbank sitzt, die Frau Ellerbroock für sie beide hat machen lassen, — so würde mich doch das alles nicht hindern können, hier ein kurzes, aber feuriges Loblied auf das Charlottenwäldchen einzuschieben. Denn das Charlottenwäldchen ist das Allerheiligste von Marylund. Und wenn auch nicht alle unter dem Säuseln seines Baumwerks den ersten Minnetag erlebten — so ist doch keiner aus Marylund, der nicht leiser ginge, wenn er es betritt. Daß nun gar irgend ein Marylunder seine Braut heimführe, ohne sie auf eine der beiden gewölbten Teichbrücklein geführt und ihr gesagt zu haben: „Sieh her, lieber Schatz, dies ist nun unser Charlottenwäldchen. Wie still, nicht wahr, und wie feierlich!" — das ist ganz und gar nicht

denkbar. Das Charlottenwäldchen ist klein: steht man auf einer der Brücken, so sieht man auf beiden Seiten das Freie durchschimmern. Der Teich ist schmal — sehr schmal: Lehrer Pinkvoß erschien eines Wintertages mit langen Holländer Schlittschuhen auf dem Teiche. Es war ja geradezu lächerlich. Bei jedem Schwung stieß er an den Rasenrand, links und rechts. Das Wäldchen ist nämlich ein Drittel Wiese und ein Drittel Gehölz. Das andere nehmen die breiten Wege ein. Weder von der Charlottenstraße, noch von den Rennbahnwiesen, noch von Konsul Lundgreen, sondern vom Lerchenweg aus betretet ihr es am besten. Nicht nur wegen des sanften Durchblicks auf die Herkulesstatue, die sich im Teiche spiegelt, sondern besonders wegen des überraschenden Schlußbildes. Hinter drei starken Eichen nämlich taucht Marylunds schönste Straße auf. Gedrungen und von wenigen sicheren Häusern berandet, eine feste, alte Straße von wohlhabender Breite und von mächtigen Ahornbäumen überschattet. Wäre diese Straße gleich der Annenstraße, ständen in ihr die langweiligen Beamtenhäuser von dort, wer möchte ein Wort zu ihrem Lobe sagen? Aber sie birgt eben andere Häuser und andere Menschen. Denn daß ich es nur gleich sage: Hier wohnt Friederike Ellerbroock.

Aber das wäre nun auch wieder zu weit gegangen, wenn ich sagte, daß das Charlottenwäldchen seine Schönheit einzig von Friederike Ellerbroock hätte. Seht euch doch nur den Septembernebel an, wie er das Wäldchen zu ersticken und den kleinen Teich ganz zu verdecken sucht. Und doch gelingt es ihm nicht. Sondern durch alles weiße Gebräu hindurch küßt der Mond seinen Spiegel,

und auch die kleinen neu gepflanzten Klettergurken recken ihre dünnen schwarzen Silhouetten tapfer in den Abend. Und dann ist hier ja die Bank, wo wir saßen und über Johannes Röhrbeensch' Tod nachdachten. Und dann die Kastanie, an die wir uns lehnen mußten, als die übrigen Schlittschuh liefen, und wir hatten den großen Kummer zu Hause. Und noch viele Geschichten kreisen im Charlottenwäldchen, aus denen Friederike Ellerbroocks Name kein Echo löst.

Aber ob sie alle zusammen die eine Frühlingsnacht aufwiegen, als wir von der Abiturientenaufführung zurückkamen? Oder das, was an jenem schlimmen Weihnachtsabend den vier Immortellen angetan ward? Und das passierte weiß der Himmel doch einzig und allein mit Friederike Ellerbroock. Von den andern Geschichten zu schweigen, deren Kränze noch nicht welk sind.

Liebes, liebes Charlottenwäldchen! Liebe Friederike Ellerbroock! Wie wollen wir es machen zwischen euch Teuren?

Wir wollen es also schlichten. Wir wollen der kleinen Ellerbroock ihr goldnes Haar zu einer Krone machen und das Charlottenwäldchen gänzlich in mondsilbernes Licht tauchen. Und dann wollen wir Friederike Ellerbroock in das Charlottenwäldchen bringen. Vielleicht allein. Vielleicht mit einem andern. Auf jeden Fall aber bewundern, wie sie ihre schlanke Schönheit mit dem Glanz um das Haupt über die kleine gebogene Brücke trägt. Und dann wollen wir dies Bild zu den übrigen stellen aus Marylund, weder zaghaft noch zufrieden. Aber mit einer kleinen leisen Hoffnung. Denn so sind alle Geschichten aus Marylund: Zuerst weinen die Leute

und glauben, daß es alles aus sei. Dann kommen lange Tage voll Auf und Ab. Und nachher trinken sie Maibowle und sind fröhlicher als je zuvor.

* * *

„Übrigens noch einmal, Kinder, woher weiß Somfleth, daß ich das braune Mal auf der Hüfte habe? Die Leute sollten ja am Ende denken, er habe irgend eine von uns wirklich gesehn!"

„Ach, der hat womöglich ein Verhältnis mit eurem Dienstmädchen oder deiner früheren Amme. Dem Kerl trau ich alles zu. Aber auch alles."

„Unsinn. Was weiß unser Dienstmädchen von meiner Hüfte. Übrigens kam ich heute morgen, als ich zur Stadt war, wieder vorbei. Wißt ihr, wenn die Herren nicht wären, die uns uzen, fände ich es eigentlich ganz interessant. Das heißt, interessant finde ich es ja eigentlich auch so."

„Red' keinen Stuß. Denk lieber an Ella Kuhlmann. Kann sie vielleicht was dafür? Und sie so mit ihrem Fehler abzumalen. Nee, du, der Kerl war mir von Anfang an unausstehlich, und ihr seht es ja jetzt selber ein."

„Ja, aber wißt ihr denn schon, was Friederike selber zu dem Bilde sagt?"

„Hm! Verreisen wollen sie. Diese Woche schon. Alle zusammen. Ist doch das beste, was sie tun können."

„Unsinn. Das wollten sie schon vorher. Nein, denkt mal an. Friederike verteidigt das Bild und den Kerl dazu. Ja, sie hatte vorgestern sogar die Absicht, zu ihm

zu reisen und mit ihm über das Ganze zu reden, und zwar durchaus nicht ihn zu schelten."

„Hört mal, ich glaube, sie wird nun ganz fou. Was sie eigentlich an dem Kerl findet, habe ich ja die ganzen Jahre nicht begreifen können. Aber nun, wo das Ekel sie nackt malt und ausstellt, nun noch ein Wort oder eine Minute um ihn zu verlieren, das begreife, wer kann."

„Na, wir wissen ja, daß sie zuweilen einen kleinen Tick hat."

„Hör mal, Tilly, weißt du eigentlich, was vorgefallen ist im Januar? Ich meine, Somfleth muß doch irgend einen Grund gehabt haben, dies scheußliche Bild zu malen. Was soll das Ganze überhaupt? Will er die Marylunder damit ärgern? Was haben wir ihm getan, daß er uns mit nackten Leibern ins Schaufenster stellt? Und wie ist das eigentlich mit Friederike gemeint? Soll das eine Art Huldigung sein oder so? Ich werde nicht klug aus dem Ganzen."

„Nun wird es doch wahrhaftig Tag. Rache ist es. Rache. Der Kerl ist verärgert. Das ist doch ganz klar. Ich denke mir, er hat bei den Eltern oder bei Friederike selber angehalten und ist abgewiesen. Und nun schmiert er ihnen zum Ärger dies Ding."

„Natürlich, was denn anders."

„Glaub ich nicht. Erstens — du, schenk mir noch ein wenig Kaffee ein. So. Halt — erstens trau ich ihm das nicht zu. Zweitens hat er Friederike, als das Bild schon im Kunstverein angenommen war, einen Brief darüber geschrieben, der das völlig ausschließt. Drittens sind sie ja verlobt."

„Wa—a—a—s?"

„Gewiß. Die beiden sind verlobt. Ich meine nicht in dem gewöhnlichen Sinn, aber soviel ich aus Friedels Reden herausgehört habe, sind sie gegenseitig versprochen."

„Aber ist denn der Kerl ganz verdreht? Und dann geht er hin und malt sie splitternackt und karrikiert ihre Bekannten und das ganze kleine Nest? Nee, da kann ich nicht mit."

„Ja, ich verstehe es auch nicht . . ."

„Anna, Menschenskind, sag du doch auch mal was. Was meinst du denn dazu?"

„Ach Kinder, ich bin ja natürlich nicht mit auf dem Bild. Aber ich möchte nur wissen, ob es nicht sehr merkwürdig ist, so gänzlich unbekleidet an der Straße zu stehn, wie ihr jetzt tut. Ich könnte mir denken, wenn er euch einigermaßen getroffen hat, daß man sich überhaupt nicht schämt."

„Päh, was heißt schämen. Man gewöhnt sich dran, was sagt ihr, nicht? Aber natürlich, interessant ist und bleibt es."

„Ja, zum Beispiel kann ich mir denken, daß Friederike sich absolut nicht schämt."

„Natürlich. Das tut sie auch nicht. Aber, Kinder, hört mal, hat er sie nicht eigentlich ein bißchen zu ideal gezeichnet? Ich meine, sie war bisher doch immer mit die Fidelste aus unserem Kränzchen. Und überhaupt, ich mag sie ja ganz gern. Aber wenn Somfleth wirklich ein Künstler ist — was ich ja gar nicht glaube — so weiß ich gar nicht, was er an ihr findet."

„Na, das will ich nun nicht sagen. Du kennst sie

eben nicht genug. Besonders nicht ihre vielen, merkwürdigen Träume."

„Träume?"

„Ja, sie hat mir schon ganz seltsame Sachen erzählt davon. Und dann überhaupt ... Natürlich, hier ist sie immer sehr lustig gewesen."

„Ja."

„Übrigens, was Anna sagte, ist gar nicht so dumm. Ich finde auch, wir brauchen uns nicht zu schämen. Wenn mich einer malen wollte, ich meine wirklich abmalen, nicht so aus der Phantasie wie Somfleth, ich ginge hin."

„Na, aber doch nur, wenn du ihn leiden möchtest, was?"

„Natürlich, sonst nicht."

„Kinder, redet kein dummes Zeug. Die Sache liegt doch ganz einfach. Wie kann Friedel diesen Menschen je heiraten, der sie so beleidigt hat? Das ist doch einfach unmöglich. Unmöglich. Und damit Schluß."

„Unmöglich? Ich meine, sie muß ihn direkt heiraten. Und bin überhaupt der Ansicht, der Kerl wollte weiter gar nichts, als sie kompromittieren und sie so an sich ketten gewissermaßen ..."

„Tadellos. Das ist, glaub ich, das einzig Richtige ..."

„Aber, liebe Suse, ich bitte euch, das ist doch viel zu plump, und dann hätte er es doch ganz anders gemacht. Nein, ich glaube vielmehr, die Sache liegt umgekehrt."

„Was heißt das?"

„Nun, ich meine, daß er sie vielleicht durch das Bild hat von sich stoßen wollen ... Denn wenn ihr seinen

und ihren Kopf auf dem Bilde recht betrachtet, so liegt doch mehr gegenseitiger Kummer als Liebe in den Zügen."

„Ja, verstanden habe ich es ja absolut nicht."

„Na, und ich finde, Kinder, wir sollten uns endlich über andere Dinge unterhalten, als über dieses Malersubjekt. Zum Beispiel, was zieht eine blonde Dame an, die auf dem Basar Tee schenkt?"

„Nein, ich finde, wir reden dies zu Ende. Mich interessiert es, weil ich neulich eine Geschichte las. Da hat ein russischer Arzt zwanzig Frauen —"

„Pst. Mama —"

* * *

Lieber Somfleth!

Vielen Dank für die Eintrittskarten. Gestern waren wir dort. Ihr Bild ist von den Marylundern förmlich umlagert. Besonders auch von den Gymnasiasten. Wir hatten einen starken Eindruck, und sind stolz auf Ihren großen Willen. Wir verstehen aber nicht, warum Sie Ihren Kampf so plump führen. Das tut uns leid um Ihretwillen, zumal Sie unter Ihrer gefährlichen Asozialität schon soviel gelitten haben. Wir verteidigen Sie aber überall mit großer Freude. Wenn Sie hier wären, würden Ihnen sicher Steine ins Zimmer fliegen. Grüßen Sie meinen lieben Harald von seiner Mutter und Schwester. Er hat ja nun endlich einen guten Verleger gefunden.

Herzlichst Ihre mütterliche Freundin
Agathe Oestmann.

* * *

„Darüber, o versammelte Kogelbrüder, wird es unter uns sicherlich keinen Streit geben, daß überhaupt diese Sache hier besprochen werden soll, wohl aber vielleicht über die Art, wie. Was mich anbetrifft, so habe ich, als der Kogelherr dieses Semesters, diejenige Art gewählt, die mir dem Wesen dieser zarten Verwicklung angemessen schien, und dem Charakter ihres Helden allein würdig. Denn nur beim Trunke pflegt Somfleth uns Rede zu stehen, sonst aber in jeder Weise uns zu ironisieren. Und ich habe Gisselberg gewählt, und im besonderen dieses Stübchen. Nicht nur, weil es uns die Erinnerung an jenen berühmten Septembertrunk wird wachrufen, sondern auch besonders wegen des Weines und wegen der großen schneeigen Felder, die uns durch die Fenster beruhigen. Denn unsere Gespräche sollen auch der Stille des Waldes gegenüber sich nicht zu schämen brauchen, sowohl in bezug auf ihre Art, als auch, was von uns gesagt wird. Wir sind keine Sokratiker, sondern außer in die Menschen noch in verschiedenerlei Natürliches sehr verliebt, und auch von den vereisten Tannen lernen wir das Sittliche.

Was nun den Gang der Reden betrifft, o Kogelbrüder, so soll eine Replik nicht stattfinden, sondern jeder nur einmal reden, was ihm der Wein und die Töne vom Herzen locken. Was aber die Folge der Redner betrifft, so wird darüber kein Wortwechsel entstehen, daß Somfleth als letzter redet. Sowohl wegen des Weines als auch wegen der Logik des Abends, als auch zugunsten Somfleths, was ihn selber anbetrifft. Denn er ist wie ein störrischer Esel. Man muß ihn mit allen Mitteln reizen. Zuerst aber, schlage ich euch vor, daß

Trendelborg redet, und zwar, weil er — wie wir gehört haben — Somfleths Angriff auf Marylund als ungerecht nachweisen will und im höchsten Grade mißglückt. Darauf möge Kremser, nach ihm Oestmann, als Vorletzter Tostedt, als Letzter aber Somfleth das Wort nehmen. Ich selber werde meine Ehre in einer gerechten und geschickten Leitung suchen, gleich wie ja der Steuermann auf einem Schiffe nicht unwichtig ist und der Dirigent des Orchesters zugleich auch den Sängern den Takt angibt.

Es ist nun Mitternacht, Kogeln. Mögen eure Reden voll Wahrheit sein wie die Töne aus Opus 26, die eben verklungen sind. Aber auch voll von der Klarheit, die den größeren Bach durchleuchtet, und der unseren Fünfkampf nun einleiten soll.

Es ist aber besonders heute Grund, o Kogeln, daß wir Marylunds gedenken, unserer kleinen, nebeligen Stadt dort oben.

Ich merke an, daß ihr euch alle erhoben habt, Somfleth aber ist sitzen geblieben. Vielleicht aus Groll. Vielleicht aber auch, weil er nachher zu Ehren Marylunds auf den Tisch steigen will.

Zwar nur einer von uns, o Kogeln, ist in Marylund geboren, wenn wir auf das Körperliche sehen. Wenn aber auf die Seele, so wir alle. Denn was die Liebe und was die Philosophie und was die Schönheit anbetrifft, so weinten wir in bezug auf dies alles in Marylund unsere ersten Tränen. Nicht minder aber auch in bezug auf Freundschaft und Wein. Auch ihre Süßigkeit lernten wir — unter Schmerzen, um es so auszudrücken — in Marylund lieben. Denn auch in

der Freundschaft gibt es eine erste Trunkenheit, die weh tut.

Erinnert euch aber, o Kogeln, daß ihr in euren Reden vielleicht diesen oder jenen Menschen aus Marylund angreifen dürft, nie aber das Göttliche, was Marylund in bezug auf sich selbst auszeichnet. Denn allein diese gemeinsame Scheu ist das Band, das uns Kogeln zusammenbindet, im übrigen aber sind wir gänzlich verschieden, einige vielleicht gar einander feindlich.

Und nun redet, Kogeln. Schon hat uns Bacchus wenn nicht im Arm, so an der Hand. Redet, als ob ihr allein seid. Jeder Zwischenruf unterbleibe. Redet kurz und voll Salz. Zuvor aber die Musik."

Darnach und als die Töne ausgeklungen hatten, erhob sich stürmisch der junge Trendelborg.

„Den billigen Einwurf, o Kogeln, den ich jetzt eben um Kremsers Lippen spielen sehe, nämlich als ob ich darum gegen Somfleth vorginge, weil die Liebe zu meiner Marylunder Braut mich seelisch satt und bürgerlich lahm gemacht hätte, den werfe ich mitleidig auf euch selber zurück und sage: Ihr wißt nicht, was ihr verspottet.

Ich bin der Mann, Kogeln, der vor vier Jahren nachts auf dem Heidelberger Schloß die Rede gegen das Allgemeine gehalten hat. Bis auf ein paar Sätze könnte ich sie hier wiederholen. Denn ich habe nicht um- sondern zugelernt.

Jawohl, ich gehe nunmehr als ein Beteiligter durch die großen erleuchteten Stuben von Marylund, die mit Tanz und Lustigkeit gefüllt sind — jene Stuben, an

deren lockende Fenster wir so oft von den Straßen aus unseren Spott warfen. Wir waren gewiß sehr stolz. Aber ich frage euch, Kogeln, war es etwa nur Stolz, daß wir nicht hineingingen? O, ihr Kogeln, ich spreche es, als ob ihr nicht da wäret: Wir hatten alle Furcht.

Wir waren in bezug auf unsere Forderungen an uns selber gewiß nicht kleinlich, aber was unsere Kraft und unsere Zuversicht anbetraf, so fürchteten wir jedes fremde Gesicht. Uns bangte in wahrhaft kleinlicher Weise um unser junges Ich. Und darum reagierten wir auf jedes unschuldige Lachen der andern wie auf einen geplanten Angriff. Dadurch aber waren wir vor Gott unsagbar lächerlich.

Aus dieser lächerlichen Furcht vor den andern, einer Furcht, die sich stolz als Haß gebärdete, aus ihr stammt Somfleths Bild. Und das ist daher mein erster Vorwurf gegen dich, o Somfleth: Du bist vor Gott lächerlich, weil die Furcht, die hinter deinem Angriff steckt, ganz offenbar ist. Und weil du diese Furcht in Bälde oder vielleicht noch heute abend als eine kindische erkennen wirst, gleichsam als eine Furcht vor deinem Schatten, darum ist dein Angriff, auch was die Menschen anbetrifft, ganz und gar mißglückt. Denn du reizest uns Wissende zum Lachen, die andern aber zur sittlichen Erregung. Diese aber ist vom Übel, weil sie, als von Unverständigen ausgehend, deine gute Gesinnung verkennt.

Wenn dieser erste Einwand Euch geringfügig dünkt, o Kogeln, so der zweite sicherlich schamlos. Denn ich möchte nunmehr die Marylunder verteidigen, wie sie sind, auch solche, die wir alle hassen. Nicht die ein-

zelnen will ich verteidigen, nicht diesen oder jenen. Die einzelnen kümmern mich nicht. Und auch ihr, die ihr sie haßt, ihr haßt sie nicht als einzelne, denn als einzelne kennt ihr sie gar nicht, sondern es sind die Marylunder als ein Zusammenhängendes und Gemeinsames, die ihr haßt. Gerade aber und nur dieses möchte ich verteidigen.

Ich meine es so. Gleichwie die Kogelschaft nicht Somfleth allein ist oder Oestmann oder Kremser, und auch nicht Somfleth und Oestmann und Kremser zusammengenommen wie in einem algebraischen Beispiel, sondern wie sie etwas ganz Neues und Fruchtbares ist, das nicht aus dem einzelnen stammt, wie sie an sich sind, sondern aus dem, was sie in bezug auf andere sind, etwas Neues und Gutes, was aufflammt, sobald die einzelnen miteinander sind — so auch mit allen andern und den Marylundern besonders, da sie ja einmal zur Rede stehen. Du lächelst, o Oestmann? Dafür bist du der Philosoph des Abseits. Ich will dich nicht widerlegen.

Denkt also ja nicht, o Kogeln, daß ich die Blödigkeit von Fabrikant Niemeyer oder die Roheit von Kaufmann Motherby hier verteidigen will, noch weniger die Seelen von Göttsches Töchtern. Gott soll mich hüten vor den einzelnen. Aber nicht der einzelne steht hier zur Debatte, sondern Marylund als ein Gemeinschaftliches. Und da behaupte ich nun, daß Somfleths Fratzen unter dem Bilde lauter einzelne sind und in bezug aufeinander so, wie er sie gemalt hat, gar nicht möglich. Dein Bild, o Somfleth, zeigt die Köpfe der Marylunder, wie sie für sich sind. Aber die Marylunder,

wenn sie zusammen sind und essen und tanzen, sehen anders aus. Du hast ihre Köpfe gemalt, als ob du ein zorniger Jesus wärest. Aber dann hättest du sie auch einzeln in ihr Kämmerlein setzen müssen. Die Marylunder, wie ich sie kenne und ewig kennen will, die Marylunder als Glieder von Marylund, sie haben andere, neue Gesichter. Das Neue der Kogelschaft ist es nicht. Aber doch auch ein Neues. Und gerade dies, was sich auf ihren Gesichtern heimlich entzündet, sobald sie zusammen sind, was, wenn sie aufeinandertreffen, auch die blödesten Gesichter ästhetisch möglich macht, was all ihren Reden und Bewegungen Wert verleiht, gerade dies, o Kogeln — mögt ihr es immer platonische Mystik oder feigen Selbstbetrug nennen — gerade dies fehlt auf Somfleths Bild. Gerade dies aber liebe ich. Gerade das aber kennt ihr nicht. Und es ist das einzige, womit ich Marylund gegen euch verteidigen kann.

Mein Einwand gegen Somfleth besagt also dies: Seine Fratzen treffen vielleicht die einzelnen. Aber was scheren mich die einzelnen. Ich will nie mit Niemeyer allein zusammentreffen, oder mit Göttsches Tochter allein durch den Wald gehn. Aber beim Tanz und an den gedeckten Tischen, o Kogeln, da kann ich sie aus Logik nicht hassen. Es sind vielleicht nur die glänzenden Leuchter und das Geräusche der Kleider und der Duft der nackten Schultern. Vielleicht auch nur das Bewußtsein einer erlaubten Augenpromiscuität oder gar der fröhliche Gedanke der Lüge an sich. Aber was schert mich das, o Kogeln? Ich rede von dem Dufte, der von dem Ganzen dieser Menschheit aufsteigt. Und glaubt mir, in ihm ersticken eure Moralismen zu lächerlichen Nichtigkeiten, und mein

stärkster Beweis würde der sein: Wenn einer von euch Schwermütigen nach Mitternacht in die Hammonia käme, vielleicht im Augenblick, wo der siebente Walzer begänne, und er stellte sich unter den Leuchter und redete von der Würde des einzelnen. Ein stürmendes Gelächter würde ihn wegfegen, o Kogeln, — von den meisten vielleicht aus Unverstand, von einigen aber aus Lust am logisch Lächerlichen, das glaubt mir.

Und dann noch eins, o Kogeln, was eure Verachtung der Jungen betrifft. Gewiß, es war Tennemanns Schande, daß er mit Göttsches Töchtern tanzte, während wir im Charlottenwäldchen saßen und schwere Gedanken wälzten. Gewiß, es war Tennemanns Schande. Aber es war auch Tennemanns Recht. Und wir taten nichts als unsere Pflicht, wenn wir dort traurig saßen. Das Unlogische aber und das Unethische an dem Ganzen, war nur dies, daß wir unsere Pflicht mit seinem Recht verwechselten, daß wir Tennemann nach dem Maßstabe, sagen wir Somfleths maßen, daß wir, kurz, verwechselten, was Somfleth wollte und was Tennemann — überhaupt nicht zu denken vermag. Weiter hierüber zu reden, o Kogeln, verbietet mir die Scham vor den Bechern.

Zum Schluß noch dieses, und murrt nicht, daß so lange schon mein Angriff euch reizt. Aber gleich wie beim Rennlauf die zuerst Führenden nicht immer den Preis erhalten, so hier wohl ich, und darum will ich wenigstens mit voller Rüstung fallen. Die Kogelschaft beruht auf einem Gedanken. Wer diesen Gedanken angreift, der zerstört alle heimliche Schönheit der Kogelschaft. Die Gesellschaft von Marylund nun beruht

auf dem Gedanken, der der Gedanke aller fröhlichen Menschengesellschaft ist: daß nämlich der Busen verdeckt und nur beim Tanze fast gänzlich, aber doch nie völlig entblößt ist. Dieser Gedanke ist die Größe und der Stolz und die einzige Rechtfertigung der Gesellschaft in bezug auf das Ästhetische. Ob Tennemann dies zugibt, tut nichts zur Sache. Und ob alle andern, die in Marylund tanzen, auch nicht. Ich sage es auf das hin, was ich sah und was ich von klugen Frauen hörte. In diese heimliche Schönheit nun, behaupte ich, ist Somfleth mit seinen Figuren hineingefahren wie ein Bär in den Bienenkorb. Gänzlich roh und plump hat er ans Licht gezogen, wessen Wesen und Schönheit gerade in der Verhüllung besteht. Die Marylunder schelten auf seine Moral. Sie verstehen es nicht besser. Ich schelte auf seine Plumpheit. Ja, ich sage: Vielleicht, o Somfleth, warst du ein Moralist, als du dein Bild maltest, nimmer aber ein Künstler.

Zu lange bereits, o Kogeln, bestreite ich euch. Aber wenn es schon schwer ist, gegen offene Feinde eine Stadt zu verteidigen, wieviel schwerer erst gegen eine Schar versteckter Liebhaber, wie ihr es seid. Daß mir nun niemand beipflichten wird, das beweisen mir eure Blicke. Mich aber freut es, unsere kleine nebelige Stadt hier verteidigt zu haben auch in bezug auf einiges, was ihr nicht an ihr liebt."

Nach dieser Rede entstand ein Streit. Kremser hatte Oestmann gleich im Anfang seinen Platz abgetreten, sich dann aber anders besonnen. Er schrie nun mit seiner scharfen Stimme auf Oestmann ein, bis dieser nachgab. Aber auch ohne dies wäre sein

kurzer Beitrag wohl so scharf und heftig ausgefallen wie nun.

„Mit Trendelborgs Rede, o Kogeln, werde ich bald fertig sein. Denn er empfiehlt uns nichts Geringeres als dies: Abdankung unserer — ich will nicht sagen Ideale, nein, der einzigen Lebensmaximen, die uns, schon physisch betrachtet, überhaupt möglich sind. Wer mit Kollaborator Blinckmann zusammen in einem Saale sein kann, ohne körperliches Unbehagen zu empfinden, was tut der — vorausgesetzt, daß Trendelborg Wahrheit redet und mehr wollte als uns reizen — was tut ein solcher im Kreise der Kogeln? Die Menschen aus Marylund haben uns unsere Schulzeit verekelt, unseren Studentenjahren die Luft verpestet. Wir sind geworden, was wir sind, im Ekel vor dieser Gesellschaft. Wir verachten keine Spinne, wir hassen keine Schmeißfliegen, was wir aber verachten und hassen, das sind die, mit denen Trendelborg sich versöhnt hat. Ich bin, o Kogeln, ein Liebhaber von Marylund, das wißt ihr alle. Aber bis auf ein oder zwei Mädchen hasse ich alle seine Insassen. Und dieser Haß ist mein Stolz und die Sophismen, die Trendelborg vorbrachte, schlagen ihn selber. Und wenn in meinen Gedichten hie und da etwas aufklingt, so vergeßt nicht, daß ich es diesem Hasse danke. Es ist ein Gemeinplatz, daß alles Schaffen abseits geschieht. Es muß ein Gemeinplatz werden, daß alles Schaffen aus Haß geschieht. Wenn Trendelborg unsere Kogelschaft mit der Marylunder Gesellschaft vergleicht, so vergißt er, daß auch die Hirsche nicht einzeln leben. Wer wollte sie aber deshalb mit den Kaninchen vergleichen?

Ob Trendelborgs Angriff überhaupt ernst gemeint ist,

ob seine kleine Braut ihn übertölpelt hat, ob er uns seit Jahren ein innerlich Fremder war, was sollte ich darüber heute reden, wo gewissermaßen der erste Hieb der Kogelbrüder gegen ihre Feinde getan ist? Denn das ist meine Meinung in bezug auf Somfleths Bild: es ist noch lange nicht heftig genug. Ich hätte gewünscht, daß die Fratzen unten und seitwärts vergrößert mehr in den Mittelpunkt rückten und daß so zur Bildlichkeit gelangte, was uns seit Jahren fest steht, nämlich daß der Haß das beste ist, was die Kogeln zu schenken vermögen.

Es ist uns aus Marylund die Frage hergeworfen, ob Somfleth das Bild etwa aus Rache gemalt habe. Was die Marylunder Köpfe anbetrifft, so sage ich — ohne mich um Somfleths und deine Ansicht, o Oestmann, zu kümmern — Gewiß hat er es aus Rache getan. Wenn ein Insekt mich belästigt, so knipse ich es mit dem Finger weg. Wenn es seine Belästigung wiederholt, so drücke ich es entzwei. Beweist nun, daß die Leute in Marylund Somfleth weniger belästigt haben als eine Stechmücke, so will ich mich geschlagen erklären. Und was das Haus mit dem großen Garten anbetrifft, so sage ich, wiederum ohne mich um Somfleths Einwände zu kümmern: Selbst dann, o Somfleth, wenn du dich an diesem Hause gerächt hättest, würde ich dich verteidigen. Hat man dich dort — ich weiß es nicht — nach Bürgermanier gequält, so ist es dein Recht, wieder zu quälen, auch wenn es dich selber mehr Tränen kostet als die kleine Ellerbroock und ihre Mutter zusammengenommen. Diese Exekution bist du unserm Bunde schuldig. Und wollte ich witzig werden, so sagte ich, die Rache der Kogeln ist die Ehre der Bürger.

Vom Politischen nach Mitternacht zu reden, o Kogeln, sei fern von mir. Aber wenn anders wir Kommunisten sind, ist es nicht auch aus diesem Haß? Wie freilich Trendelborg in bezug hierauf seinen Frieden mit den so gepriesenen Bürgerstuben von Marylund machen will, das ist sein Rätsel. Uns aber würde auch dieses Kunststück nicht hindern können, Marylund und seine nebeligen Wiesen weiter zu lieben, die gern benutzten Seitenwege des Gehölzes auch fernerhin zu rühmen, was aber die Bürger anbetrifft, die in den großen und kleinen Gartenhäusern schlummern, sie so zu hassen und uns so an ihnen zu rächen, wie es nach natürlichem Rechte den Kogeln geziemt."

Der sich nunmehr erhob, hatte während der bisherigen Reden am eifrigsten dem Weine zugesprochen. Gleichwohl schimmerten seine großen Augen auch ohnehin in dem feuchten Glanz, der ein Zeichen allzu schweren Gemütes ist. Oestmann saß Somfleth zunächst. Die beiden waren Freunde. Er sprach leise, aber das Tönende war bei ihm gewissermaßen nur das Letzte seiner Sprache. So stark wirkte er in bezug auf das Ganze.

„Wenn Trendelborg, o Kogelbrüder, sich fürchtet, eine von Göttsches Töchtern allein zu treffen, so sage ich, der, wie man es nennt, die Philosophie des Abseits predigt: Ich will mit gar keinem Menschen zusammen sein, wenn aber schon notwendigerweise, so nur, wenn er allein ist. Denn auch die lächerlichsten Mädchen werden schamvoll, wenn sie niemanden neben sich als Stütze haben gegen uns, und schon als Knabe fühlte ich mich sicher, wenn ich Superintendent Paulsen allein

traf. Wenn aber mit andern Alten zusammen, so hatte ich viel Furcht vor ihm.

Aber hier steht Somfleths Bild zur Debatte und nicht meine Philosophie des Abseits.

Was nun das Bild anbetrifft, so will ich euch allen gerade darin nicht folgen, jenes zu umgehn, was den Kern des Ganzen ausmacht, nämlich das Verhältnis Somfleths zu der kleinen Ellerbroock. Sondern unsere langjährige Freundschaft gewissermaßen ein klein wenig rupfend, werde ich Somfleth angreifen oder auch verteidigen, indem ich ohne Scham mich in den Mittelpunkt seiner Schlachtreihe stürze. Denn gleich wie bei den Mazedoniern jeder der beiden Flügel der Schlachtreihe stark, das Mittlere schwach ist, so auch bei Somfleth: In den Nebensachen ist er unangreifbar, aber in der Mitte ganz leicht zu verwunden. Ob nun dies Somfleth auch weh tut, so werde ich doch alles sagen, als ein tüchtiger Arzt gleichsam, der brennt und schneidet und damit gesund macht.

Um es nun kurz zu sagen, o Kogeln, so ist Somfleth in Friederike Ellerbroock ganz und gar verliebt. Ob sie aber in ihn, das weiß ich nicht zu sagen. Und hier muß jeder sein Häklein einschlagen, der überhaupt an Somfleth heranwill. Denn hier liegt Somfleths Schuld. Anstatt nämlich fein geduldig zu bleiben und zu warten, wurde Somfleth toll wie ein junges Füllen, und seine Wildheit trieb ihn an, zu tun, was er selber nicht gutheißen kann.

Wie ich zu den Leuten aus Marylund stehe, o Kogeln, das wißt ihr. Sie haben mir vielleicht weher getan als euch allen. Denn ihr kennt wohl den Ekel vor den

Menschen, nicht aber die Angst. Ich unterschreibe, was Kremser gegen sie rief, aber gewissermaßen ohne Druckstrich. Denn die Hauptsache ist nicht die Abwehr, sondern was darnach kommt, das Abseits.

Ich tadle nun nicht, daß Somfleth die Fratzen an sich malte. Aber daß er sein Verhältnis zu Friederike Ellerbroock durch diese Fratzen herniederzog, daß er die Idealität dieses Verhältnisses durch empirische Bezüge anschmutzte, und daß er dies Bild malte, um, gänzlich rücksichtslos, die kleine Ellerbroock zu irgend einer Entscheidung zu zwingen in Sachen, die nur von selber wachsen, das ist Somfleths Schuld. Was das erste und zweite anbetrifft, so will ich nicht mehr sagen als dies: Ein Verliebter hat immer unrecht. Und wenn ein Verliebter sich rächt, wie Kremser es will, dann ist er ein Lump. Aber Somfleth wollte sich ja nicht rächen. Er blickte ja nicht rückwärts, als er dies malte, sondern durchaus nach vorn. Hierüber noch dieses.

Ihr wißt, wo Somfleth dies Bild gemalt hat. Aber wie es geschah, das wißt ihr nicht. Und trotz Somfleths Blick werde ich sagen, was nötig ist, daß ihr es erkennt, und möglich ist, ohne daß die künstlerische Scham verletzt wird.

Dies Bild malte Somfleth nicht, wie ihr glaubt, unter langen Qualen, sondern es ist zweier Tage Werk, und ihm hat weder der helle Verstand noch der dunkle Eros den Strich geführt, sondern die Leidenschaft, welche in der Mitte liegt zwischen Gut und Böse. Und ich rede nicht im Bilde, indem ich von der Führung des Striches spreche, sondern wirklich ganz und gar wie ein Dämon war es in jenen Tagen in Somfleth, und ohne

Speise und Trank zu sich zu nehmen, saß er vom Morgen bis Abend lächelnd vor seinem Werke, als ob er nun gefunden hätte, was er seit Jahren suchte. Denn die Liebe, mit der der Gott Somfleth schlug, ist wie die Liebe derer von vormals, lang und tief.

Als nun das Bild fertig war, da erkannte Somfleth, daß es schlecht, vielmehr, daß es dem entgegen war, was der Eros ihm sagte, noch mehr aber dem, was der Verstand. Und nun kommt Somfleths Schuld. Denn wäre er schon damals von dem Gott der Stille bewohnt gewesen wie heute, dann hätte er sein Bild wie einen unfertigen Gedanken beiseite gestellt und es vielleicht diesem oder jenem gewiesen, vielleicht auch Friederike Ellerbroock — wenn anders, wie ich glaube, sie seine echte Verlobte ist — aber nimmer den Marylundern, die doch so schlimm sind in bezug auf alles Künstlerische.

Was aber Somfleth antrieb, diese sowohl künstlerische als sittliche — denn wer wollte das Auge vom Herzen trennen — Torheit zu begehen, das waren die häßlichen Dämonen, die in uns allen stark sind, am stärksten aber, wenn Eros uns blendet. Von der Selbstliebe und der Sucht zu gelten, was er noch nicht war, davon rede ich nicht. Wohl aber von der Bitternis, die sein Leichtsinn der kleinen Ellerbroock zufügte. Ob Friederike Ellerbroock dich lieb hat, das behauptest du, o Somfleth, ja immer noch nicht zu wissen. Aber daß, wenn sie dich lieb hat, diese Liebe verschwiegen war, das wußtest du. Ihr Leib gehörte dir also in Gedanken und in der Schauung sicherlich nicht in bezug auf die Gesamtheit. Und dennoch zerrtest du ihn an die Sonne wie einen Raub. Wenn du die schönste Frau von Marylund — gesetzt,

du Ungestümer känntest eine schönere — im Bade belauschtest und hernach sie maltest, ich würde dich verteidigen. Oder wenn es dein Eheweib wäre oder deine eigene Tochter oder sonst eine, wie nahe immer sie dir stehn — immer würde ich mir herausnehmen, zu sagen, warum und wozu. Hier aber hast du gänzlich roh und von aller Zartheit entblößt gehandelt wie ein schamloser Zyklop. Und besonders in bezug auf deine Absicht, als du es ausstelltest. Ganz ungeschlachten und unsittlich hast du ein Mädchen sozusagen vergewaltigen wollen, und der Gott der Stille und der Heimlichkeit wird dich entsetzlich strafen — ich wenigstens würde dies in höchstem Maße tun an seiner Statt.

Ich habe mich nicht erboten, o Kogeln, um meine zweite Seele zu loben. Auch nicht, um ihm hart zu machen, was er selber viel schwerer empfindet, als ich es zu sagen vermag. Wohl aber um das zu sagen, was mir in bezug auf Somfleth vor euch, ihr Kogeln, notwendig erscheint. Denn er ist wie mancher gute Stürmer beim Ballspiel. Zuweilen verfehlt er es ganz und gar.

Dieses über Somfleths Bild. Ich hätte noch viel in bezug auf das übrige zu sagen, was ihr, ungründlich und leichtfertig, wie mir scheint, erwogen habt. Aber der Zeiger rückt, und unser junger Tostedt begehrt scheinbar ganz unbändig, mich Besonnenen abzulösen."

In der Tat erhob sich Tostedt, der Bildhauer, nervös und polternd, aber schön anzusehen.

„Ob Oestmann, liebe Kogeln, recht hat in seiner Behauptung, daß die kleine Ellerbroock Somfleth lieb habe und daß darum und aus andern Gründen Somfleth schuldig zu sprechen sei, das will ich nicht untersuchen.

Denn es scheint mir gänzlich falsch, dies als die Hauptfrage hinzustellen. Ich möchte mein Votum kurz und nur in einer einzigen Hinsicht abgeben.

Wollt ihr wirklich künstlerisch denken und handeln wie der göttliche Platon, und nicht zage Nazarener werden, so müßt ihr die Menschen behandeln wie Flächen und Dinge d. h. gänzlich ohne Rücksicht. Gleichwie dem erhabenen Juden aus Amsterdam die Leidenschaften zu geometrischen Formeln wurden, so seien euch die Gesichter und Taten der Menschen nichts als Bild und Darstellung heischendes Geschehnis. Wir alle und auch Somfleth, von dem die Rede ist, sollen, was um uns ist, gleichmäßig ansehen als Aufgabe — für Auge oder Stift oder Meißel, wie ihr wollt. Und es gibt keine Stufen unter dem allen, als allein die der Schönheit und der Zweckmäßigkeit in bezug auf das Schöne. Darum haben diejenigen Somfleth am unrichtigsten getadelt, die sagen, daß er auch das Häßliche der Marylunder malte. Ist denn das Unharmonische im Orchester häßlich? Oder ist es nicht vielmehr nötig, auf daß die reine Schönheit um so heller töne? Und wird sich der neapolitanische Bettler beschweren, wenn ich seine Häßlichkeit auf einem Bilde unter einen blühenden Olivenbaum lege? Nimmermehr. Sondern auch die Häßlichen haben ihr Recht, und sollten wir sie etwa schön malen? Ich verlange vom wirklich künstlerischen Manne, daß er gar keine Rücksicht nehme auf das, was die Menschen im übrigen sind, und was sie wollen oder nicht wollen, sondern einzig als Bilder und Puppen oder auch als Bäume gleichsam soll er sie sehen. Dies ist sein Recht.

Denn, o Kogeln, dies ist auch seine Qual. Gleich-

wie nämlich Midas alles zu Golde wurde, so dem echt künstlerischen Manne alles zum Spiegel und Eigenbild. Und diese Qual kennen die Marylunder nicht, und wer von euch auf uns zuschlägt: den unstillbaren Wunsch, für eine Weile wenigstens diesen Blick zu verlieren und auszuruhen in etwas gänzlich Fremdem, und was uns wirklich beugt. Denn die Beugung, die der wahrhaft künstlerische Mann von den Dingen erfährt, ist zwiespältig. Und Erlösung doch erst dies: auszuruhen in ganz und gar fremdem Wesen. Wir aber haben mit allem, sowohl in bezug auf die Menschen, als auch in bezug auf die Dinge, immer nur wieder uns selber in der Hand. Somfleth sagt, daß nur im Schoße der Geliebten diese Erlösung ruht. Darüber weiß ich nichts. Denn die einzige, die ich küßte, ist meine Mutter.

Mein Spruch, o Kogeln, ist dieser. Damit daß Somfleth die Marylunder, ob sie ihn nun liebten oder nicht, ob er sie nun haßte oder nicht, damit daß er sie malte so wie sie sind, hat er sich als einen echt künstlerischen Mann erwiesen. Wenn ich nicht irre, ist es auch dies, was er euch selber nur sagen will."

Als Kalckreuth an das Glas schlug zum Zeichen, daß Somfleth nun reden sollte, zeigte es sich, daß dieser ein wenig trunken war. Und sowohl Oestmann als Kremser, zwischen denen er saß, mußten ihn anstacheln und heben, indem er durchaus vom Sitz aus reden wollte und mit dem Becher in der Hand. Nachdem er nun unter vielen Scherzen gerade gestellt war, hielt er seine Rede.

„Wenn ihr etwa glaubt, o Kogeln, daß ich mich mit

allen Künsten verteidigen werde gegen die Wurfgeschosse und Belagerungsmaschinen, mit denen euer Witz mich soeben beschleudert und berannt hat, so täuscht ihr euch gar sehr. Zwar habt ihr durch eure Reden mich manchmal bange gemacht und einmal sogar gänzlich mutlos, aber auch dir, Oestmann, der du das Schwerste gegen mich vorgebracht hast, werde ich nicht gründlich Rechenschaft ablegen können — und zwar nicht nur wegen des Weines. Dennoch aber ist mir die Stunde teuer, und auch was meine Meinung über — Somfleths Bild sozusagen anbetrifft, so soll unser Kalckreuth nicht umsonst diesen Abend berufen haben.

Zuvor aber, o Kogeln, gedenken wir des Weines und der blauen Schneefelder da draußen. Denn ob uns gleich die Unruhe Marylunds wie eine eigene Unruhe ist, und ob unser Schicksal auch erst dort entschieden wird, wo der junge Tostedt es uns so schön weissagte, immer bleiben uns doch Wein und nächtliche Schönheit mehr als die hellen Stuben voll Lachen, mögen sie nun in Marylund liegen oder in Frankenberg.

Euch allen, o Kogelbrüder, schulde ich großen Dank, sowohl in bezug auf das, was ihr gesagt habt, als auch besonders das, was ihr schweigend übergeht. Soweit ich nun vermag, will ich von letzterem reden. Aber gleich wie ich rede, so sollt ihr zuhören, nämlich so, als ob ein jeder gänzlich allein sei. Und nun höret.

Als ich auf dem Frauenberge saß und malte, da hatte ich einen Traum, der mir um so bedeutungsvoller schien, als ich im übrigen gar nicht zu träumen pflege, sondern fest schlafe wie ein Bär. Ich saß wie auf einem weichen Stuhle und fuhr langsam in die Höhe,

ganz steil. Und rechts und links, die mich hoch zogen, das waren dicke goldene Ketten, einige gingen auf und einige nieder. Und zuweilen berührten sie einander. Dann klang es, wie wenn eisige Tannenzapfen im Winde gegeneinander schlagen, unsagbar süß und wohllautend. Es dauerte so lange, bis ich nichts mehr sah von unseren Häusern und der kleinen Ruine und der Schafherde. Wie es nun in Träumen zu geschehen pflegt, so war ich, ohne zu merken, wodurch und in welcher Zeit, plötzlich auf einer weiten sonnigen Wiese. Diese zu beschreiben aber ist unnötig. Denn ihr kennt sie alle von meinem Bilde. Ganz genau nämlich und auch im einzelnen mich streng an meine Erinnerung haltend habe ich sie dort gemalt. Auch sie, meine Herrin, lag auf der Wiese. Aber sie lag mir zu, und das Antlitz war damals noch gänzlich anders. Nämlich es war so ohne jede Angst und so voll seliger Heiterkeit, wie ich es wohl nur von den Himmlischen mir zu denken vermag, gesehen aber hienieden habe ich es sonst nie. Wie lange ich in der Entrückung dastand, weiß ich nicht. Denn wie im Schmerze die Zeit sich dehnt, so zieht die Freude sie zusammen — wie mir wenigstens scheint. Und nun müßt ihr genau aufhorchen, Kogeln; denn wenn nicht gekommen wäre, was nun kam, dann stände in der Kunstgesellschaft ein schöneres Bild, und Marylund wäre still wie sonst. Nämlich wie wenn über eine helle Sonnenwiese plötzlich Wolkenschatten ziehen, so dunkelte es mit einem Male über der Göttlichen Antlitz hin, daß die Heiterkeit verflog, und der Glanz der Augen ward matt und der Mund voll Schmerz und die ganze Gestalt wie von einem Willen gehalten. Vorher aber lag

sie in der Sicherheit, die nur einem schönen Körper möglich ist. Als ich nun ein wenig seitwärts sah, da erblickte ich, was ich als Grund all dieser Änderung sofort rein in bezug auf das Körperliche fühlte, nämlich die lachenden Mädchen und die Fratzen aus der Tiefe und links die jungen Männer, alles so, wie ihr es von dem Bilde her kennt. Nur die Männer links waren im Traume schamloser, und die Gesichter in der Tiefe bewegten sich. Sie nun, die Göttliche, lag mitten auf der Wiese und sah unaufhörlich auf mich hin. Und es war mir, wie wenn das Dunkle, das über ihr Antlitz gekommen, nichts als der Schatten jener Fremden wäre. Wenn aber nicht der Schatten, so doch vielleicht eine Lockung, die ihr die stille Einheit nahm. Ich ging nun näher heran und fragte meine Herrin, aber in einer fremden Sprache, von der ich nur noch ein einziges Wörtchen weiß, welches so viel als Täubchen bedeutete, ich fragte sie also, ob sie mit mir kommen wollte. Und da nickte sie, aber sehr stürmisch, und zugleich breitete sie ihre Arme nach mir aus und sank dann zu Boden. Mich überkam nun eine große Traurigkeit und ich ließ mich nieder, ganz nahe von ihr, und rief jenes Wort, welches Täubchen bedeutete, noch einmal. Und da, o Kogeln, ward mein Bild geboren. Nämlich genau so wie ihr es von meinem Bilde her wißt, wandte sie sich um über die rechte Schulter her und sah auf mich. Ich aber lag da und wußte nicht, was ich jetzt auch noch nicht weiß, nämlich was das alles bedeuten sollte, besonders aber dieser Blick. Und wie lange ich so gelegen habe, weiß ich auch nicht. Denn ich bin aufgewacht, indem die Pferde, die unter unserm Zimmer

auf dem Frauenberg standen, plötzlich laut wieherten. Dies nun war der Traum.

Am nächsten Morgen, als ich mit Oestmann den Tee getrunken, ging ich dann gleich ans Werk, und wie es wohl natürlich ist bei einem stürmischen Liebhaber, so versuchte ich jenes erste Bild zu malen, ganz schön und herrlich. Aber, wie euch Oestmann schon verriet, führte ein Dämon mir den Pinsel, und es gelang mir durchaus nicht. Sondern immer drängte sich mir in das Antlitz der Teuren eine Falte und der Schmerz und ein Dunkles und vieles Seltsame, was ich nicht sagen kann. Nämlich das Bild versuchte mich auch zuweilen anzulachen, wie in der Raserei. Da begann ich nun ganz von selber es so zu malen, wie es jetzt ist. Und ganz leicht und mit all der wehen Seligkeit, die nur der künstlerische Mann und die gebärende Frau kennt, entschlüpfte es meiner Hand. Und auch die Leiber und die Fratzen begann ich daneben und darunter zu malen, zuerst im Scherz gleichsam. Nachher aber im Ernst. Denn nun erst schien mir die Angst des Kopfes enträtselt, ohne das aber völlig unbegreifbar.

Hier möchte ich am liebsten innehalten, o Kogeln, und über etwas anderes reden, z. B. über den Wein im allgemeinen, etwas, was mir gerade einfällt, und besonders, wie Oestmann jetzt wieder so herzhaft trinkt. Denn ich werde gänzlich unsicher, ob ich euch wohl und wenn auch nur in einer ganz geringen Hinsicht, klar machen kann, wie das alles ganz eisern und notwendig kommen mußte, und wie ich es alles tat, fast ohne meinen Willen, ich, der ich doch keinem von euch nachstehe an Liebe zu Marylund. Aber ich will es dennoch ver-

suchen. Nämlich als wir von unserer Reise zurückkamen, wußte ich ganz genau, daß es unsinnig sei, solches den Marylundern zu zeigen. Ich versuchte daher zuerst die Fratzen zu entfernen und die andern Leiber. Aber jedesmal, wenn ich sie wegnahm, schien mir das Antlitz meiner Herrin völlig entstellt. Ich versuchte auch den Leibern andere Köpfe zu geben, aber ob es nun meine jugendhafte Unfähigkeit oder ob es, o Kogeln, etwas in der Sache Begründetes war, indem nämlich der Gott des Traumes und der künstlerischen Schauung unwillig war, daß ich ihm etwas abmarkten wollte, das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß der Dämon auf meine Bitten den Kopf schüttelte und daß, falls überhaupt, das Bild so gemalt bleiben mußte, wie es der Gott mir im Traum gezeigt. Und so habe ich es vollendet und abgesandt. Wenn ihr mich fragt, ob ich darüber nachgedacht, was ich tat, so antworte ich: Ja. Ich habe es getan mit vollem Wissen davon, daß ich mich vielleicht schuldig machen könnte in bezug auf Marylund und meine Herrin besonders. Aber was diese Göttliche anbetrifft, so wußte ich ja, daß sie das Bild so lange ansehen würde, bis sie den Dämon erkannt, der ganz tief aus ihm blickt. Und das hat sie getan, worüber ich hier nicht reden kann. Was aber die übrigen angeht, so weiß ich die Guten und Verständigen von Marylund — vielleicht nicht gerade auf meiner Seite, wohl aber in der achtungsvollen Entfernung, die sich für Kluge ziemt in solchen Dingen. Die übrigen hingegen — doch wer möchte reden über sie?

Dann aber noch eins, ihr Kogeln, was ihr ganz und gar nicht bedacht habt, die ihr, zum Teil wenigstens,

doch auch zu den Schaffenden gehört. Keiner hat es angemerkt, weder in Marylund, noch hier von euch: nämlich daß gerade damals und gerade hiermit meine Stunde gekommen war. Wenn ein Schiff die Helgen heruntersaust, dann gibt es Rauch, und wenn etwas mit heruntergerissen wird im Sturm, so wird darauf nicht gesehen, und wenn einer zu nahe steht, dann kommen die Aufseher und stoßen ihn vor die Brust, daß er zurückfällt. Denn die Hauptsache beim Stapellauf ist, daß die Bahn frei liegt, daß das Schiff aufrecht zu Wasser kommt. So auch mit dem künstlerischen Mann, wenn er beginnt. Wohl wächst er langsam und mühselig. Aber das Schiff ward auch nicht an einem Tage. Dennoch ist es eine Stunde oder eine Minute, was sag ich, eine Sekunde ist es, da kommt ein Ruck und es beginnt zu zittern und zu schwanken und dann stürzt es hinein. Und so auch mit uns. Es ist ein Augenblick da für jedermann. Wenn nun die Leute von Marylund ein klein wenig gestoßen und geschrammt wurden durch Somfleths Bild, so will ich sie in bezug auf das Menschliche der Sache gern bedauern, aber als künstlerischer Mann tat ich genau das, was der Dämon mir befahl.

Mehr aber zu sagen von dieser Geschichte verbietet mir die Scham sowie der Umstand, daß ich nun nicht mehr einer bin, sondern verschwistert sozusagen mit der Göttlichen, der ich diene. Ich malte das Bild aus großer Not. Daß einige von Marylund mich einen Schurken nennen, das ehrt mich. Von euch aber, ihr Kogeln, erwarte ich einen günstigen Spruch. Darnach, daß wir uns gänzlich dem Weine hingeben,

denn beim Bachus, mich dünkt, zu lange schon schwatzen wir."

Nach dieser Rede wurde abgestimmt. Wer Somfleth für schuldig befand, der sollte sitzen bleiben, die andern aber sich erheben und einen Becher leeren. Kremser und Tostedt sprangen stürmisch auf, und auch Kalckreuth, der Kogelherr, griff zu seinem Glase. Endlich sogar Trendelborg, wenn auch ein wenig zögernd. Einzig Oestmann blieb hart. Und so saßen die beiden nebeneinander und gaben noch im Augenblick der Verurteilung ein schönes Bild echter Freundschaft.

Albert Langen, Verlag für Litteratur und Kunst, München

Hermann Bessemer

Mondnacht in Amalfi

Novelle

Umschlagzeichnung von F. von Reznicek

Geheftet 1,50 Mark, in Leinen gebunden 2,50 Mark

Drittes Tausend

Neue Freie Presse, Wien: Ein sehr fesches Buch. Das ist die richtige Bezeichnung. In flottem Flusse strömt die Erzählung dahin . . . Die neue Arbeit Bessemers, der schon jüngst in seiner Novelle „Sumpf=fieber" eine so eigenartige Begabung bewies, trägt wie diese besondere Qualitäten von Witz, ziselierter Diktion, knapper, aber impressionssicherer Naturschilderung, und mit ihrer Frische und Lebendigkeit, mit ihrer Farbe und Delikatesse wird sie gewiß den Zweck erreichen, den sie sich setzt: den Leser nicht banal zu unterhalten.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig

